

# REISE NACH OST-INDIEN

von

**Pater Vincenzo Maria [Murchio]  
Di Santa Caterina Da Siena**

## ZWEITES BUCH

Ursprung, Geschichte, Schisma, Liturgie, Gebräuche  
und Hierarchie der Christen des Heiligen Thomas;  
nebst den Begebenheiten auf dieser Mission zu deren  
Wiedereingliederung

### KAPITEL 1

#### Ursprung der Thomas-Christen

Eine Verirrung hat im Heiligen und im Sünder verschiedene Wirkung. Dem letzteren raubt sie die Kräfte, dem ersteren schenkt sie Kraft, wenn er sie eingesteht. Der eine wird durch seinen Fall noch lauer, der andere noch hitziger in seinem einzigen Verlangen, diese wiedergutzumachen. So geschah es auch mit dem Heiligen Thomas. Sein Unglaube befleckte sein Herz, diente ihm dann aber als Ansporn, mit noch größerer Entschlossenheit in die entferntesten Regionen zu eilen, zu den wildesten Völkern, um ihnen die Wahrheit des Evangeliums zu verkünden. Man kann mit Worten unmöglich wiedergeben, wie sehr sich dieser Heilige für

Christus gemüht hat. Die anderen hatten jeder seine Provinz zugewiesen bekommen. Dieser wollte die ganze Welt. Bei Sophronius<sup>1</sup> und Calixtus<sup>2</sup> erfährt man, daß er seinen mühevollen Weg in Mesopotamien, nahe bei Edessa begann.<sup>3</sup> Von dort ging es weiter nach Persien, zu den Grenzen des Tartarenlandes und des Kaukasus; und er predigte den Parthern, Medern, Baktrern, Hyrkanern und Taprobanern,<sup>4</sup> bis er *Cambale*<sup>5</sup> erreichte, eine Stadt in einer lieblichen Ebene gelegen, nördlich von Siam, zwischen den rauhesten Bergen Chinas und den Staaten des Großmoguls.<sup>6</sup> Man setzt *Cambale* heute mit dem antiken Tibet gleich, wo vor einigen Jahren eine alte und blühende Christenheit entdeckt wurde,<sup>7</sup> die einen eigenen Bischof hatte, der als Eremit mit großem Einfluß in Einsamkeit lebte, viele Priester und reiche Kirchen. Doch wegen des vielen Schnees, der steilen Straßen und Unannehmlichkeiten der Reise ist sie schon fast seit einem Jahrhundert wieder in Vergessenheit geraten. Die Menschen dort glauben, daß Thomas zurückkehren werde, um seine ersten Kirchen wiederzusehen, denn man weiß mit Sicherheit, daß er nach Germanien ging, um zu predigen, und sogar bis Brasilien kam, wie Pater Manuel da Nóbrega<sup>8</sup> berichtet, und nach Äthiopien, von wo er sich, nachdem er das Licht des Evangeliums nach Asien, Europa, Amerika und Afrika gebracht hatte, über das Rote Meer wieder nach Indien einschiffte.

Auf seiner Reise landete er auch auf der Insel Socotra,<sup>9</sup> die er für Christus gewann. Die Bewohner der Insel haben bis heute zwar die Bezeichnung Christen behalten, haben aber keine wirkliche Kenntnis vom Glauben. Sie tragen einzig den Namen, ohne seinen Inhalt zu verstehen. Der Umgang mit Heiden und die schon viele Jahrhunderte währende Unterwerfung durch die Mohammedaner hat sie in ihren religiösen Überzeugungen derart verwirrt, daß sie eine Mischung aus vielen Religionen geformt haben, ohne zu wissen, welche davon ihre eigene ist. Sie beten den Mond an und bringen ihm viele Opfer dar. Zu einer bestimmten Zeit des Jahres haben sie den Brauch, ihm hundert Ziegenköpfe zu opfern, da sie in diesem Himmelskörper die Quelle all ihres Glücks erkennen. Sie sind beschnitten, verabscheuen den Wein und mehr noch das Schweinefleisch. Sie bauen Kirchen, die sie Moqam<sup>10</sup> nennen: dunkle, niedrige und schmutzige Gebäude, deren Wände sie täglich mit Butter einfetten. Auf den Altären haben sie nichts als das

Kreuz. Dieses schmückt ein einziges Licht auf einem Kandelaber. Dem Kreuz bringen sie besondere Verehrung entgegen, ohne dafür einen anderen Grund angeben zu können als die uralte Überlieferung ihrer Vorfahren. Mit dem Kreuz unternehmen sie Prozessionen, vor diesem sprechen sie ihre Gebete. Dreimal am Tage und ebenso oft zur Nacht versammeln sie sich zu dem Signal eines geschlagenen Holzes (das ihnen als Glocke dient) in der Kirche, wo sie reichlich Weihrauch verbrennen und andere duftende Hölzer. Ihre Priester nennen sie Odambo. Diese werden vom Volk gewählt und geweiht. Sie haben ihr Amt nicht für immer, sondern werden jedes Jahr gewechselt. †...† Sie kleiden sich wie alle anderen auch. Nur ein mit Augen besetztes Kreuz, das sie um den Hals tragen, unterscheidet sie vom Laien. Wenn sie dieses Kreuz irgend jemandem aushändigen oder es ihnen genommen wird, wird ihnen in jedem Fall die Hand abgeschnitten. Sie sind auch Richter und bestimmen, verurteilen und ordnen an, was immer ihnen beliebt, ohne die Möglichkeit der Berufung. Sie alle halten das Fasten, das sie mit dem Neumond des April beginnen und unausgesetzt sechzig Tage dauert. Während dieser Zeit essen sie weder Fleisch noch Milchprodukte noch Fisch. Kräuter ohne sonst etwas und getrocknete Datteln sind dann ihre Nahrung. Die Taufe und die übrigen Sakramente haben sie schon längst vergessen, weshalb sie mit Leichtigkeit die Ehe scheiden und mit vielen barbarischen Gebräuchen leben, die ich im letzten Buch kurz behandeln werde.<sup>11</sup>

Als nun der Heilige Thomas in Cranganore,<sup>12</sup> damals die königliche Residenz von Malabar, heute eine Festung der Portugiesen und Sitz des Erzbischofs dieser Christen (was sie mit einem besonderen Fest immer am dritten Juli feiern)<sup>13</sup> angekommen war, bekehrte er, wie man aus den alten Aufzeichnungen dieser Kirche entnehmen kann, einen großen Teil des Volkes durch das folgende Wunder.<sup>14</sup> Ein Brahmane fand ihn in Ekstase und gab ihm blasphemischerweise eine Ohrfeige. Darauf betete der Heilige in heiterer Ruhe zum Herrn für dessen Heil und sagte ihm dann den Verlust der Hand voraus. Kurz darauf fiel ihm ein Hund an und trennte ihm die Hand mit einem Biß vom Arm. Der Apostel hatte Mitleid, entriß dem Hund die Hand, gab sie dem längst reuigen Brahmanen zurück und fügte sie ihm, ohne eine Narbe zu hinterlassen, durch ein Kreuzzeichen geheilt wieder an. Nachdem der König von dem Ereignis erfahren hatte, erlaubte er ihm, von dem Wunder er-

schüttert, nicht nur frei seinen Glauben zu predigen, sondern räumte ihm auch die Möglichkeit ein, eine Kirche zu errichten, von der noch ein großer Teil steht. Die Kirche ist nicht sehr groß und hat ein Spitzgewölbe, das beinahe wie eine Kuppel aussieht.

Nach dem Setzen der ersten Fundamente reiste Thomas die Küste von *Tanur*<sup>15</sup> entlang und gelangte nach sieben Tagesreisen bis Quilon,<sup>16</sup> von wo aus er in verschiedenen Gebieten zwischen den beiden Grenzstädten von Malabar<sup>17</sup> das Evangelium verbreitete und somit die Grundlagen für diese seine aufstrebende Kirche festlegte. Schließlich überquerte er das rauhe Gebirge der *Malenser* und das Land Madura<sup>18</sup> und gelangte schließlich an die Ostküste zu der Stadt *Calamina*,<sup>19</sup> welche die Inder einst *Maiale* nannten, heute aber Mailapur<sup>20</sup> nennen (was Pfauenstadt bedeutet, denn der Vogel ist ihr Wappentier und in den Wäldern um die Stadt lebt davon eine große Menge). In jenen Zeiten war Mailapur der wichtigste Handelshafen Indiens, das Emporium des Orients. Hier an diesem Ort, der durch sein Martyrium ausgezeichnet und die Ruhestätte seiner sterblichen Überreste werden sollte, bemühte sich Thomas mit der größten Sorgfalt, diese Stadt zur Gnade zu bringen. Der Himmel unterstützte ihn durch die folgende Begebenheit.<sup>21</sup> Das Meer trieb einmal ein Schiff an die Küste, das so groß war, daß selbst viele Männer mit der Hilfe von Elefanten es nicht bewegen konnten. Der Heilige, voller Gottvertrauen, bot sich an, es ganz allein dorthin zu bringen, wohin immer sie befahlen. Nach Annahme des Angebots bekreuzigte er sich zunächst, befestigte seinen Gürtel am Steven und zog das Schiff viele Schritte weit. Dieses Ereignis verlieh ihm so große Glaubwürdigkeit, daß alle ihn als einen Wundermann bejubelten, als einen übermenschlichen Baumeister, und ihn zu verehren begannen. Der König, der (wie Marulus berichtet)<sup>22</sup> seinen Palast vergrößern wollte, legte ihm darauf seine Pläne dar und beauftragte ihn mit der Durchführung. Um den Baubeginn zu erleichtern, ließ er ihm eine gewaltige Summe Geldes auszahlen, doch der Heilige Thomas, der allein an die ewige Wohnstatt dachte und von höherem Bestreben geleitet war, versammelte in dem Wunsch, dem Fürsten das Seelenheil zu sichern, die Armen und verteilte das ganze Geld unter ihnen als Almosen. Nachdem dies bekannt geworden war, glaubte sich der König betrogen und drohte, ihn zu töten. Doch Gott, der die Sache seines Apostels lenkte, berief gerade zu diesem

Zeitpunkt den Bruder des Königs zu sich. Nachdem derselbe durch den Heiligen Thomas aber wiedererweckt worden war, berichtete er, im Himmel ein prächtiges Bauwerk aus Edelstein und Gold gesehen zu haben, das Thomas eigenhändig mit den genannten Almosen errichtet hätte. Dieses sei für den König bestimmt, sofern dieser sich dessen nicht durch seine Hartherzigkeit unwürdig erweise. Von diesem Versprechen verlockt und durch das Wunder bewegt, doch mehr noch von Gott angespornt, bekannte der König seinen Irrtum, erwies dem Heiligen Verehrung und nahm seinen Glauben an.<sup>23</sup>

Auf dieser Grundlage konnte der Heilige Thomas in größerer Freiheit fortfahren, das Evangelium zu predigen, und gewann täglich unzählige Seelen für Christus. Als die Gemeinschaft der Gläubigen angewachsen war, bestellte er (vielleicht, weil er seinen Tod voraussah, oder um ihnen gegen die Verfolgung durch die Heiden mehr Sicherheit zu geben) einige seiner Jünger zu Bischöfen und Priestern, wobei er den ersteren die Autorität verlieh, in weiterer Folge andere für die Leitung und Bewahrung des Volkes zu bestimmen. Da schäumten die Brahmanen und tobte der Leibhaftige, als sie sahen, daß die Glaubwürdigkeit der Götzen mit jedem Tage abnahm. Daher beschlossen sie, den Apostel zu ermorden. Während er in einer einsamen Grotte nicht weit vor der Stadt betete, überfielen sie ihn mit Lanzen und töteten ihn.<sup>24</sup> Die neue Kirche geriet durch den Tod ihres Vaters und Hirten in Unruhe. Und dennoch – mit dem Blute dessen gegossen, der ihr Existenz und Leben verliehen hatte – überlebte sie nicht nur, sondern wuchs durch viele Jahre hindurch mit beispielhafter Tugend und Vollkommenheit heran. Da nun die Heiden vor Wut brannten, überredeten sie schließlich den König von *Narsinga* oder *Bisnaga*,<sup>25</sup> wo doch ihm der Thron in jenem Reich zustand, die Christen zu verfolgen. Von ihren Plänen beeinflusst, griff er die Stadt Mailapur mit solcher Heftigkeit und Brutalität an, daß ein großer Teil der Christen, um sich nicht vom Feind abschlachten zu lassen, in die Berge floh. Von dort zogen sie schließlich nach Malabar, da sie sich dort an einem sicheren Ort versammeln konnten, und schlossen sich den Christen von Cranganore und Quilon an. So entstand diese Kirche, die man zunächst die Kirche von Angamaly<sup>26</sup> nannte, heute aber Kirche von Cranganore nennt. Diese ist heute so angewachsen, daß man in ihr mehr als zweihunderttau-

send Seelen in sechsundachtzig verschiedenen Pfarreien zählt. Allein im Reich von Cochin<sup>27</sup> sind es achtundzwanzig, im Reich von *Carturte*<sup>28</sup> (von anderen *Bareatti* oder Reich der Pfefferkönigin genannt aufgrund der großen Menge die man in jenen Staaten erntet) fünfundzwanzig, neun im Reich von *Tecancuti* und sechs in jenem von *Carimbai*. Die übrigen Pfarreien sind verstreut unter der Jurisdiktion von zwanzig verschiedenen Rajas, nicht mehr als drei oder vier pro Staat.

In den Bergen der *Malenser* gibt es noch einige Spuren des Christentums,<sup>29</sup> doch vom Glauben blieb wenig oder nichts. Die Rauheit der Berge, die Gefährlichkeit der Reisewege aufgrund der vielen wilden Elefanten und zahlreichen Tiger, wegen der Schlangen von außergewöhnlicher Größe und der unendlichen Zahl von Affen, aber mehr noch die Wildheit des Volkes selbst hat sie schon seit vielen Jahren von jeglichem Kontakt mit dem übrigen Indien abgeschnitten, weshalb sie isoliert und halb verwildert leben und sich von dem ernähren, was sie täglich mit Pfeil und Bogen erjagen, und von den Früchten des Waldes. Andere Nahrung, andere Delikatessen haben sie nicht nur nicht zur Verfügung, sondern sind ihnen auch völlig unbekannt. Sie errichten ihre Häuser nicht auf dem Boden – vielleicht wegen der vielen wilden Tiere, die sie nicht in Ruhe schlafen ließen – sondern in den Bäumen, auf denen sie ihre Hütten flechten. Die besten erstrecken sich über zwei oder drei Bäume mit Balken, die auf den dicksten Ästen aufliegen. Die Geschicklichkeit, mit der sie ohne Hilfe einer Leiter auf und absteigen, ist erstaunlich. Selbst Affen oder Katzen könnten nicht flinker sein. Unter ihnen leben viele Heiden, die nicht die geringste Kenntnis von Gott haben. Diese verehren die Gräber ihrer Vorfahren, vor denen sie viele Lichter anzünden und ihre Gebete verrichten, die alle nur darauf zielen, die Toten um Schutz und Beistand zu bitten. Die Christen haben zwar eine Kirche, die dem Erzengel Michael geweiht ist, doch schon seit vielen Jahren keinen Priester oder Meßdiener mehr; und so leben sie ohne Sakramente und geistliche Hilfen, weshalb sie ihrer Unwissenheit überlassen sind, ihrem Unglauben und Schicksal.

## KAPITEL 2

### Einige Andenken an den Apostel Thomas, mit denen diese Christenheit ausgezeichnet ist

Abgesehen von den erwähnten Kirchen gibt es viele außergewöhnliche Andenken, die der Apostel zur Ehre dieser seiner Christenheit hinterlassen hat: Einige davon sind wundersam, alle jedoch im höchstem Maße geeignet, in den Herzen der Nachfahren große Wertschätzung und besondere Zuneigung für denjenigen zu wecken, der ihnen das Leben des Geistes schenkte, das Licht des Evangeliums brachte und ihnen den Himmel erschloß. Das erste dieser Andenken ist die von seinem Blut getränkte Erde, die 1547 im Grab an der Stätte seines Martyriums entdeckt wurde;<sup>30</sup> sie ist so tiefrot, als ob sie gerade erst benetzt worden wäre. Ein Teil dieser Erde wurde nach Portugal gebracht, ein anderer Teil ist nach wie vor in der Kirche Nossa Senhora, die an derselben Stelle errichtet wurde, untergebracht und wird mit jener Ehrfurcht bewahrt, die einem solchen Schatz zukommt. Der Himmel bestätigt die Echtheit durch viele Wunder, die allgemeine Frömmigkeit verehrt sie mit der Hingabe und Wertschätzung, die sie verdient. Auf demselben Boden sprossen auch bestimmte Blumen, die man noch nie zuvor gesehen hatte, heute jedoch in ganz Indien verpflanzt und verbreitet sind; weshalb man sie die Blumen des Heiligen Thomas nennt, reizvolle und geheimnisvolle Pflanzen. Sie wachsen nicht höher als eine Elle und haben dreieckige, fleischige und rauhe Blätter. Die Blüte hat fünf gleiche Blätter, am Grund purpurfarben, in der Mitte weiß und am Ende gelb. Jedes der Blütenblätter trägt das Mal einer Narbe, in Verbindung mit welcher die verschieden Farben einen wunderschönen Regenbogen bilden. Aus der Mitte der Blüte sprießen sechs Stäbchen, die aussehen wie sechs lange, schwarze Spieße mit Enden, die geformt sind wie die Spitzen einer Lanze, von denen eine länger ist als die übrigen; alles Dinge, die auf das Martyrium des Heiligen anspielen.

Das zweite Andenken sind die vielen Kreuze, die von dem Heiligen angefertigt und an verschiedene Orten verteilt wurden, wo sie – alle von gleicher Form, doch verschieden in der Größe –

an den Wänden der Kirchen angebracht sind. Dort werden sie von den Gläubigen, die sie unablässig küssen, verehrt. Diese Kreuze sind in zumeist weiße Marmorplatten geschnitten, aus einer Qualität des Steins, wie man sie heute nicht mehr findet. Die vier Arme dieser Kreuze sind nahezu gleichlang und weisen an den Enden bestimmte Verzierungen auf, vergleichbar denen der Kreuze der Ritter des Heiligen Mauritius von Savoja. Das Kreuz von Cranganore ist in einer offenen Kapelle untergebracht und wird hoch verehrt. Mehrere Male wurde beobachtet, wie dieses Kreuz durch göttliche Kraft in einem Strahlenkranz in die Höhe gehoben wurde; was nicht nur die Christen bestaunten, sondern auch die Heiden, von denen einige durch dieses Wunder dazu bewegt wurden, die Wahrheit unseres Glaubens zu bekennen; und bis heute wird dieses Kreuz von vielen verehrt und angebetet, die ihm reiche Opfergaben bringen. Das Kreuz von Mailapur ist das für seine Wunder berühmteste. Vor diesem betete der Heilige Thomas, nachdem er von den Brahmanen verletzt worden war, weshalb es an mehreren Stellen von seinem kostbaren Blut bespritzt ist. Die Platte, in die das Kreuz eingemeißelt ist, ist nicht höher als vier Fuß, breit drei, von hellgrauer Farbe und wurde noch mit einer zusätzlichen Verzierung in Basrelief versehen, die sie wie eine Girlande oder bestimmte alte und schlecht gemachte Arabesken mit einem Kreis uralter Schriftzeichen umgibt. Obwohl diese unbekannt waren, wurden sie zu verschiedenen Zeiten von bestimmten Brahmanen aus *Canara*,<sup>31</sup> den weisesten und gelehrtesten von ganz Indien, entschlüsselt, die – nachdem sie geschworen hatten nichts an der Wahrheit zu verändern – einhellig aussagten, daß es sich um eine Kombination von fünf verschiedenen Arten von Zeichen handle, die nicht zusammenpaßten, doch von denen jedes für sich (wie bei den chinesischen Zeichen oder den Hieroglyphen der Ägypter) in der Lage war, eine Bedeutung auszudrücken. Die Zeichen sind nun sechsunddreißig an der Zahl mit drei Punkten, die durchaus geheimnisvoll bleiben, und werden wie folgt interpretiert: „Zur Zeit, da der Sohn von König Sagad herrschte, der diese Staaten dreißig Jahre regierte, stieg der einzige und wahre Gott auf die Erde hernieder, nahm im Leib einer Jungfrau menschliche Form an und setzte dem Gesetz der Juden ein Ende. Aus ihren Händen nahm er freiwillig die Strafe für die Sünden der Menschheit auf sich, nachdem er dreiunddreißig Jahre auf



Erden gelebt hatte, in denen er seine zwölf Diener die Wahrheit lehrte, die er verkündete. Einer von diesen kam mit einem Stab in der Hand nach *Maiale*<sup>32</sup> und brachte ein großes Schiff, *Bagad* genannt, das vom Meer an den Strand verschlagen worden war. Aus diesem baute er eine Kirche; worüber sich das ganze Volk freute. Ein König mit drei Kronen (*Cheralacone, Indalacone, Cuspariad*)<sup>33</sup> und der Fürst von *Ertinabarad* gemeinsam mit seiner Tochter Katharina, vielen anderen Jungfrauen und sechs verschiedenen Kasten haben spontan die Lehre des Thomas angenommen, weil sie die Wahrheit ist; und er gab ihnen das Zeichen des Heiligen Kreuzes, damit sie es anbeten. Als er nun zu dem Ort *Antinodor* hinaufstieg, verwundete ihn eine Brahmane mit einer Lanze und er umarmte dieses Kreuz, das von seinem Blut befleckt wurde. Seine Schüler brachten ihn nach *Maiale*, wo er in der Kirche, die er gebaut hatte, begraben wurde. Und da wir oben genannten Könige all dies gesehen haben, ließen wir diese Inschrift zum ewigen Gedächtnis anfertigen.“

Jedes Jahr am achtzehnten Dezember (dem Tag, an dem der Apostel tödlich verletzt wurde) nimmt dieses Kreuz während des Hochamts zu Beginn der Lesung eine dunkle und kräftige Färbung an mit einem wundersamen Schimmer besonders an den Stellen, auf welche die Blutstropfen fielen. Am Ende des Offertoriums hellt es sich auf, bis es ganz in weißem Glanz erstrahlt, und scheidet dann kurz vor der Wandlung, während es zu seiner natürlichen Farbe zurückkehrt, reichlich blutroten Schweiß ab, den die Gläubigen mit saugfähigen Tüchern auffangen (ich selbst hatte davon mein Taschentuch derart gefärbt, daß es aussah, als wäre es in Blut getaucht worden). Diese Tücher haben von Gott her eine große Wunderwirkung. Das Kreuzwunder begann einige Jahre nach der Ankunft der Portugiesen in Indien. Anfangs war der Schweiß nicht blutrot, sondern wie Wasser, das aber – einmal von den Tüchern aufgesogen – diese rot färbte. Einige Zeit später begann dann das Blut zu tropfen. In manchen Jahren sah man das Wunder sich mehrmals wiederholen, in anderen blieb es völlig aus; was immer als unheilvolles Vorzeichen aufgenommen wurde, da man aus Erfahrung wußte, daß wenig später immer irgend ein beträchtlicher Verlust der katholischen Gebiete erfolgte. So kam es auch, als die Holländer die Küste von *Iticurino* und die Insel Ceylon einnahmen,<sup>34</sup> sowie bei vielen vergleichbaren Ereignissen. Andererseits

tritt das Wunder gehäuft auf, wenn die katholischen Streitkräfte vor einem Sieg stehen.

An diesen Wundern (vor allem weil es sich um ein allerheiligstes Erbe handelt, das ihnen vom großen Apostel hinterlassen wurde) nährt sich bei diesen Christen die große Wertschätzung und Ergebenheit für das Heilige Kreuz, die selbst der blühendsten Christenheit in Europa<sup>35</sup> als Vorbild dienen könnten. Vor ihren Kirchen, inmitten ihrer Versammlungen, auf den Plätzen und belebtesten Straßen errichten sie überall große Holz- oder Steinkreuze auf wunderschönen Podesten mit vielen Stufen rings herum, auf denen sie jeden Abend viele Lichter entzünden – bisweilen mehrere hundert – und machen dort auf ihren Prozessionen Halt und sprechen viele Gebete und erweisen ihre Verehrung durch öffentliche Anbetung direkt vor den Augen der Heiden. Daher schätzen sie auch Medaillons oder andere fromme Geschenke, vor allem jedoch das Kreuz. Dieses ist für sie das Wertvollste, was man ihnen schenken kann. Die Frauen tragen alle ein Gold- oder Silberkreuz um den Hals, von den Männern tragen es viele auf dem Kopf.

Das dritte Andenken sind einige wundertätige Quellen, die noch zu seinen Lebzeiten durch die Gnade des Heiligen entsprangen. Die eine hatte ich schon im letzten Buch bei der Schilderung der Reise durch *Tanur*<sup>36</sup> erwähnt. Die wunderlichste, frischeste und der Gesundheit zuträglichste befindet sich aber nahe bei Mailapur und entspringt einem Felsen, den der Apostel einst bestiegen hatte, um ihn fruchtbar zu machen. Diese Quelle besitzt nur ein kleines Becken, doch dieses ist auf wunderbare Weise immer voll, denn es geht niemals über, selbst wenn man kein Wasser entnimmt; schöpft man aber daraus nach Belieben, bleibt es dennoch bis zur stets selben Marke gefüllt.

Das vierte Andenken sind bestimmte Heiden, die Abkömmlinge eines Mannes, der dem Apostel einen Fußtritt versetzt hatte und dafür mit seiner ganzen Nachkommenschaft auf gräßliche Weise gezeichnet und gerecht bestraft wurde. Die Beine dieser Unglücklichen sind groß angeschwollen, von einer Art Knoten übersät und von abstoßender Fäulnis befallen. Bei vielen sind die Beine dicker als der Körper, da die Schwellung das ganze Bein bis zum Boden umgibt, wodurch die Fortbewegung für sie sehr schmerzhaft wird. Allerdings erben nicht alle diesen Fluch in glei-

cher Weise. Manche sind an beiden Beinen verkrüppelt, andere nur am rechten, wieder andere am linken Bein; doch alle haben die gleichen Schmerzen. Diese Gruppe ist schon dermaßen angewachsen und verbreitet, daß man sie schon beinahe überall in Malabar zu sehen bekommt.

Ich füge hinzu, was ich beim Heiligen Gregor von Tours<sup>37</sup> im Bericht eines Augenzeugen, der dessen Zeitgenosse und Freund war, gelesen habe; nämlich daß die Lampe, die in *Calamina* vor dem Grab des Heiligen Apostels brannte, bevor er nach Syrien überführt wurde,<sup>38</sup> stetig weiterbrannte, ohne daß ihr jemand Öl oder Docht nachlegte, und Tag und Nacht unverändert von sich aus glomm, selbst wenn sie vom Wind gepeitscht wurde. Weiters hieß es, daß in der Zeit, in der die Pilger zusammenkamen, um diese heiligen Reliquien zu besuchen, das Süßwasser, das in jener Gegend sonst nur spärlich vorhanden ist, in großem Überfluß verfügbar war, und daß man keine Fliegen sah, obwohl diese sonst ebenso zahlreich wie lästig sind. Durch diese Wunder förderte Gott bei diesen Christen die Wertschätzung und den Gehorsam für den großen Apostel und nährt sie noch heute in solchem Maße, daß sie ihn als ihren Vater, Hirten und einzigartigen Wohltäter lieben und als Apostel und höchst hilfreichen Schutzpatron verehren.

### KAPITEL 3

#### Fortbestand der Thomas-Christen bis zum Jahr 1599

Nachdem die Christen nun in Malabar versammelt waren, fehlte ihnen für die Gründung der neuen Kirche von Cranganore nichts anderes als ein Führer, Hirte oder geistliches Oberhaupt. Zeitlich bedurften sie nur weniger Jahre, um zu einer so großen Zahl anzuwachsen, daß sie sich durch ihre Macht und Stärke den Respekt aller erwarben, für die Ungläubigen ein Schrecken wurden und bei vielen Gelegenheiten den Kaisern dienten, wodurch sie im Ruf der Unbesiegbarkeit standen. Und so kam es, daß Cheraman Perumal<sup>39</sup> (der berühmteste Herrscher von Malabar, der ruhmreichste und der wohlthätigste, dem alle Fürsten, die heute diese

Länder besitzen, all ihr Vermögen und ihre hohe Stellung verdanken) die Christen mit vielen Privilegien beschenkte (wie ich im fünften Kapitel zeigen werde); wodurch sie sich beinahe als eigene Republik etablierten, die jedem beliebigen Nachbarreich ebenbürtig war.<sup>40</sup> Schon früh erhielten sie auch einen eigenen König, der in Diamper<sup>41</sup> residierte (heute ein Fürstentum des Königs von Cochin) und sie durch viele Jahre als absoluter Herrscher regierte. Nachdem seine Linie aber ausgestorben war, vereinigten sich die Christen, die zwar die Herrschaft nicht aber die Unterwerfung liebten, neuerlich in der Form einer Republik, um so alle an der Machtausübung teilzuhaben, und erbaten hierfür den Schutz des erwähnten Fürsten von Cochin; wodurch sie zu ihrer alten Lebensform in Freiheit zurückkehrten. Als nun die Portugiesen nach Indien kamen und die Thomas-Christen begriffen, daß diese Neuankömmlinge ebenfalls Christen waren, als sie einerseits deren brennenden Eifer für die Verbreitung des Glaubens, andererseits aber die Leichtigkeit sahen, mit der sich diese zu den Herren jener Länder machen konnten, als sie deren Überlegenheit erkannten, mit der sie alle, die sich ihnen in den Weg stellten, niederwarfen, da faßten sie den Wunsch, sich mit den Portugiesen zu verbinden, um als Untertanen deren Schutz zu genießen. Unter vielen Bekundungen ihrer Ergebenheit präsentierten sie den Portugiesen einen purpurroten Stab mit goldenen Enden und drei Schellen, was bei ihnen Zeichen des Vasallentums ist. Da sie jedoch keine Erwidderung fanden, verblieben sie in ihrem ursprünglichen Status und erhielten sich ständig die beschriebene Regierungsform, vereint im Geiste, doch in viele Staaten verstreut.

Was die geistliche Führung anlangt, waren sie von Anfang an völlig hilflos und auf sich allein gestellt. Die Kleriker von Mailapur, die um jeden Preis die Verteidigung ihrer Stadt unterstützen und furchtlos die Fürsorge für ihr Volk aufrecht erhalten wollten, wurden alle – einige durch ihre Leiden, andere durch Feindeshand – ausgelöscht. Ein einziger Diakon – vielleicht von geringerem Mut und schwächerem Charakter – war noch übrig, nachdem er sich mit anderen Flüchtlingen zurückgezogen hatte. Um nach dem Ende der Verfolgungen nicht ohne Pfarrer, ohne Spendung der Sakramente und ohne die eigentliche Ausübung unseres Heiligen Glaubens zurückzubleiben, verpflichteten sie diesen (in der auch heute unter diesen Völkern oftmals sich einschleichenden Mei-

nung, daß die Notwendigkeit alles legalisiere), obwohl er allein vom Volk ordiniert worden war, die Messe zu lesen und alle jene Funktionen zu erfüllen, die eigentlich dem Priesteramt obliegen. Für lange Zeit fuhren sie so fort, schlecht bedient mit nur diesem einen Kirchendiener und noch weniger zufrieden in ihrem Gewissen. Schlußendlich entschieden sie, nachdem sie diesen schon altersschwach sahen, eine Gesandtschaft in den Westen zu schicken, um einen neuen, besseren Mann für die Leitung und den Schutz ihrer Kirche zu suchen. Nachdem die Gesandten Babylon<sup>42</sup> erreicht hatten, wurden sie sofort vom dortigen Patriarchen wohlwollend empfangen und höflich versichert, daß er ihnen einen geeigneten Kirchendiener verschaffen würde. Nachdem er dafür zwei chaldäische Bischöfe<sup>43</sup> ordinierte hatte, fügte er die Kirche von Cranganore den vielen anderen, die unter seiner Herrschaft standen, hinzu und schickte die beiden mit den weitreichendsten Befugnissen für die Führung jener Christenheit auf den Weg nach Indien. Kaum waren diese in Quilon an Land gegangen, wurden sie unter unglaublichem Jubel von den Christen empfangen. Sie begannen nun Kirchen zu bauen, Priester zu ordinieren, Seelsorger auszubilden und brachten so in kurzer Zeit jenen Weinstock zu einer vollkommenen Form des Lebens. Diese guten Anfänge währten so lange, bis die allgemeine Infektion des Orients, die der unglückliche Nestorius<sup>44</sup> und seine Anhänger gesät hatten, zunächst den oben erwähnten Patriarchensitz befiel und dann auch die von ihm abhängigen Kirchen durch die Pest der Ketzerei zerstörte. Nachdem daher das Licht des Himmels verloren war, kam es umgehend zum Niedergang dieser Kirche unter tausend vererblichen Irrlehren, die den Zügel der Tugend, die Gesetze der Wahrheit zerrissen, viele Mißbräuche einführten, dem Aberglauben Tür und Tor öffneten und den vollkommenen religiösen Ritus<sup>45</sup> so weit verließen, daß schon nach wenigen Jahren in jenem Volk nichts Gutes mehr übrig war als das Andenken an den Apostel; und selbst dieses teilweise nur zu ihrem noch größeren Schaden, da sie in den letzten Jahrhunderten, in denen sie von Missionaren und Portugiesen auf ihren gefährdeten Zustand hingewiesen worden waren, immer wieder die haltlose Behauptung aufstellten, daß der Glaube des Heiligen Thomas ein anderer sei als der des Heiligen Petrus.<sup>46</sup>

Die Form, in der Sakramente gespendet wurden, war von Schamlosigkeit erfüllt und von tausend Irrlehren befallen. Alles Heilige war käuflich geworden, Kirchenämter wurden verschachtet. Die Priester zelebrierten nicht im Ornat, sondern nur in ein Leintuch gewickelt. Die Liturgie der Messe verlief nicht gesetzmäßig, sondern wurde mit viel Überflüssigem und törichten Dingen vermischt. Sie vollzogen die Wandlung mit Wasser, in dem Rosinen gekocht wurden,<sup>47</sup> und mit gesalzenem, in Öl fritiertem Brot, das der Diakon zu Beginn des Kanons<sup>48</sup> unter Hymnengesang über dem Kirchengewölbe buk und zum Zeitpunkt der Wandlung noch warm durch einen Schacht in einem Korb aus frischen Palmblättern auf den Altar herabließ. Am Ende ging das Volk beinahe täglich zur Kommunion, ohne zuvor die Beichte abzulegen und ohne Zeichen der Reue. Dieses Sakrament war ihnen überhaupt unbekannt; und wenn es einmal ein Pfarrer zuließ, so schickte er den Büsser nach Anhörung seiner Sünden für die Absolution zum Bischof.<sup>49</sup> Die Irrlehren des Nestorius waren für sie geltendes Kirchenrecht, die des Dioskuros<sup>50</sup> unfehlbare Glaubenssätze. Und da sie darum beide als Heilige verehrten, erwähnten sie diese auch in der Messe und beim Offizium,<sup>51</sup> wobei sie den Heiligen Papst Leo<sup>52</sup> und den Heiligen Kyrill<sup>53</sup> mit dem Kirchenbann belegten, da diese die ersteren verdammt hatten. Jede Sünde wurde mit der Exkommunikation bestraft, die in vielen Fällen nicht einmal in der Sterbestunde aufgehoben werden konnte.<sup>54</sup> Außerdem akzeptierten sie zwar das Glorienlicht<sup>55</sup> als Lohn im Himmel, behaupteten jedoch, daß niemand vor dem Jüngsten Gericht dorthin gelangen könne.<sup>56</sup> Sie lehnten den Bilderkult ab und kannten einzig die Verehrung des Kreuzes. Sie hatten viele eigene Fasttage, alle sehr streng, alle bei Androhung der Todsünde zu halten. Schon ein Tropfen Wein, schon ein Blatt Betel<sup>58</sup> reichten aus, das Fasten zu brechen. Und wer es brach, wurde mit der Exkommunikation bestraft; wer es für einen Tag unterbrach, brauchte, wie man meinte, gleich die ganze Fastenzeit nicht länger fortzusetzen und man hielt dann jede weitere Einhaltung der Fastenregel für sinnlos. Der gleichen Ächtung unterlag, wer sich morgens nicht rechtzeitig erhob oder sich durch die Berührung eines Menschen von niedrigerer Abstammung beschmutzte.<sup>59</sup> Feste beendeten sie ganz allgemein mit einer Vesper, die aber nicht zu Mitternacht, sondern nach Sonnenuntergang

begonnen wurde. Weihwasser wurde allein durch die Beigabe von einigen Körnern Weihrauch oder einem bißchen Erde von einer Stelle, von der sie wußten, daß der Heilige Thomas darüber gegangen war, hergestellt. Aberglauben und Zauberei hatten sie in großer Zahl und verfielen oftmals auch noch in die Anbetung von Götzen, um Erleichterung von ihren Leiden zu erlangen. Diese und andere Irrlehren waren ihnen allen gemeinsam. Im einzelnen dachte jeder, was ihm gefiel, und glaubte, was ihm seine Neigung wies, denn es gab keine feste Regel, die sie hätte leiten können.

Siebenhundert Jahre<sup>60</sup> verharteten sie in diesem Zustand, teils ohne Ermahnung sich selbst überlassen, teils durch die Lehren der Babylonier<sup>61</sup> hartnäckig an ihren schon tief verwurzelten Gebräuchen festhaltend sowie an ihren durch die Praxis vieler Jahrhunderte bestätigten Freiheiten. Ein Bischof folgte dem nächsten, der Folgende stets schlimmer als sein Vorgänger. Die Irrlehren, die der Patriarchensitz gesät hatte, schlugen hier Wurzeln und vermehrten sich haltlos. Die Portugiesen schickten mehrmals die eifrigsten Ordensleute, um sie von ihrem Irrtum zu befreien (und von diesen hatten die Franziskaner<sup>62</sup> die größten Anstrengungen unternommen), doch das Ganze trug wenig Frucht.<sup>63</sup> In Cranganore hatten sie ein Kollegium zu Erziehung der Jugend gegründet. Sie dachten, sie könnten damit jenen, die für den Stand des Klerikers bestimmt waren, in zartem Alter jene katholischen Lehren eingeben, welche die Alten nicht mehr annahmen. Allein das Heilmittel verwandelte sich in Gift und das Unternehmen brachte wenig oder gar keinen Nutzen. Die Verachtung, mit der die Portugiesen die Dunkelhäutigen behandeln, war der Hauptgrund für diese Hartnäckigkeit. Da sie nämlich mehr die Beleidigung als die Wohltat sahen, verwandelte sich Liebe in Haß, Entgegenkommen in Abscheu; und das, was man anordnete, um sie zu gewinnen, erwies sich schließlich eher dazu geeignet, sie zu verlieren. Die letzten, die sich in diesem Weinberg mühten,<sup>64</sup> waren die Patres der Gesellschaft Jesu. Worüber ich mich dabei besonders wundere, ist die Tatsache, daß der Heilige Franz Xaver,<sup>65</sup> der doch so viele Jahre durch diese Regionen gewandert war und sich von seiner Menschenliebe so sehr zur Rettung der Seelen angespornt gefühlt hatte, niemals diese Menschen besuchte, niemals den Versuch unternahm, sie zurückzuholen; wobei er vielleicht den Ruhm anderen überließ, um sich mit größerem Erfolg der Bekehrung der Heiden zu widmen.

Als nun die Zeit näherrückte, für die Gott in seiner Güte beschlossen hatte, diese Seelen zu erleuchten, begann er, um den Rohstoff nicht derart ungeformt zu belassen, ihnen durch einen nestorianischen Bischof namens Josef einige bessere Verordnungen zu geben. Dieser Bischof war zwar im Grunde Häretiker, vertrat jedoch in vielen Dingen maßvollere Ansichten als seine Vorgänger. Er beseitigte viele Verfehlungen bei der Messe, erklärte einige Zensuren<sup>66</sup> für nichtig, führte das heilige Meßgewand ein, förderte die Beichte und korrigierte viele andere falsche Ansichten. Da er aber trotzdem in vielem sündigte, indem er in Christus zwei Personen annahm und leugnete, daß die Jungfrau die Mutter Gottes ist (womit er die wesentlichen Lehrsätze der Nestorianer vertrat), vermochte er nicht, sie gänzlich zu läutern und wurde sein Leben lang von den Portugiesen verfolgt. Nach seinem Tod führten zwei weitere Bischöfe dieses Amt fort, die – keineswegs besser – zu nichts anderem taugten als dazu, die Abneigung gegen die Katholiken noch zu mehren und ihnen damit eine große Abscheu vor den Europäern<sup>67</sup> einzupflanzen. Als nun unter diesen Umständen Klemens VIII.<sup>68</sup> die Führung der Weltkirche<sup>69</sup> übernahm (ein Papst, der ob vieler Tugenden ewigen Andenkens würdig ist, vor allem jedoch wegen seines apostolischen Eifers, mit dem er seine Herde zu bessern und die Heiden zu bekehren suchte) und er nun Überlegungen anstellte, wie sehr es zur höheren Ehre Gottes beitrüge, ein so zahlreiches Volk zu gewinnen, welch ein Trost es für seine Kirche wäre, eine so alten Christenheit anzuschließen, und wie sehr die Sicherheit in Indien vermehrt würde, wenn man die verschiedenen Glieder in einer einzigen Glaubensform vereinte, erteilte er dem Erzbischof von Goa, Dom Aleixo de Menezes,<sup>70</sup> einem Augustiner und verdienten Prälaten<sup>71</sup> von glühender Nächstenliebe und brennendem Ehrgeiz, den Auftrag, auf allen möglichen Wegen die Bekehrung und Wiedereingliederung jener Christen zu versuchen. Im ersten Jahr vermochte der Oberhirte es nicht, diese Arbeit anzugehen. Im zweiten Jahr aber, nachdem die Interessen der eigenen Diözese gewahrt waren, reiste er in vornehmer Gesellschaft einiger Ritter und unter dem Beistand mehrerer Ordensleute mit einer großen Menge wertvoller Geschenke, um damit die heidnischen Fürsten leichter für sich zu gewinnen, nach Malabar und setzte dort die Maßnahmen, von denen das folgende Kapitel berichten wird. Er befreite die Menschen von ihrer Häre-



sie, reinigte sie von der Krankheit der nestorianischen Lehre und vereinigte sie wieder mit der Katholischen Kirche.

## KAPITEL 4

Was bei der Rückführung dieser Christenheit zum katholischen Glauben geschah und wie sie bei diesem festhielt

Kaum war der Erzbischof von Goa in Cochin angekommen, da kam ihm der Erzdiakon von Cranganore,<sup>72</sup> ein Malabare von nestorianischem Glauben, der wegen des Fehlens eines Bischofs die Nachfolge in der Führung dieser Kirche angetreten hatte, mit fünftausend Bewaffneten entgegen – mehr um ihn einzuschüchtern und von seinem Vorhaben abzubringen, als um ihn zu empfangen und ihm seinen Gehorsam zu entbieten. Er küßte freilich seine Hand und erwies ihm seine Verehrung, jedoch mit der Freundlichkeit eines Fuchses; und indem er ihm seine Aufgabe mit vielen Argumenten, die er vorbereitet hatte, erschwerte, offenbarte er die Doppelzüngigkeit, die er in seinem Herzen verbarg. Diesen umschmeichelte seinerseits der kluge Prälat mit der gleichen Heuchelei und den herzlichsten Bekundungen seiner Freundschaft, denn er sah, daß die Starrköpfigkeit seines Gegenübers vorerst nicht gebrochen werden konnte. Und so verheimlichte er seinen Entschluß, den er durchzusetzen gekommen war, und ließ den verunsicherten und verwirrten Erzdiakon ziehen. Nachdem der Prälat nun um göttlichen Beistand gefleht, viele Gebete gesprochen und (um die Hilfe des Himmels zu erlangen) einige Prozessionen abgehalten hatte, machte er sich auf den Weg nach Cranganore mit ebenso unerschütterlicher Erhabenheit wie gefälligem Äußeren. In *Cinotta*<sup>73</sup> begann er seine Arbeit und setzte sie in den Kirchen von *Mangate*<sup>74</sup> fort. Die Beleidigungen, Verfolgungen und Mühen, denen er auf jedem Schritt begegnete, sind nicht zu beschreiben. Überall fand er nichts als starrköpfigen Widerstand und undankbare Erwidern seiner frommen Absichten und heilsbringenden Ratschlüsse. Ohne Zweifel hätte er hier schon zu Be-

ginn die Hoffnung auf Erfolg verloren, wenn Gott, der ihn mit Eifer bewaffnet hatte, ihn nicht mit der sicheren Erwartung seines Lohnes gestützt hätte. Je härter darum die Starrköpfigkeit der einen, desto mehr wuchs der Mut im Herzen des guten Prälaten und entfaltete er mit beherztem Entschluß seine Macht durch die Anordnungen des päpstlichen Schreibens, indem er seinen Auftrag zur Visitation öffentlich machte. Kurz darauf exkommunizierte er Nestorius und Dioskuros und bedrohte all jene mit rigorosen Strafen, die weiterhin den Patriarchen von Babylon<sup>75</sup> als ihr legitimes Kirchenoberhaupt nannten. Und indem er seine Maßnahmen mit Predigten fortführte, mit der Ausübung seines Amtes als Diener der Kirche, mit der Spendung der Sakramente, vor allem jedoch durch die Liebenswürdigkeit, mit der er jeden empfing, tröstete und ermutigte, der zu ihm kam, begann er, eine Bresche zu schlagen und die Herzen der Irregeleiteten zu gewinnen. Als die Böswilligen dennoch den Widerstand nährten, gingen sie soweit, daß einige Heiden sogar versuchten, ihn zu ermorden. Mehrmals legten sie ihm die giftigsten Schlangen in sein Bett und auf ihr Bitten hin schickten sich drei Fürsten an, den Prälaten gefangen zu setzten, und der Pfefferkönig<sup>76</sup> belegte ihn sogar öffentlich mit seinem Bann und gab ihm drei Tage, um sein Land zu verlassen. Alles dies übergang, alles ertrug, alles bewältigte der eifrige Pater mit seiner Geduld. Da er die launische Art der Inder kannte, erwarb er sich bald, indem er dem Beispiel seiner Tugenden auch Geschenke folgen ließ, die Gunst der Ungläubigen und wurde zum Herren über ihren Willen. Er lehrte sie das Staunen, indem sie derartige Beharrlichkeit bei einem Manne sahen, der unter Aufgabe seiner eigenen Bequemlichkeit und Ruhe uneigennützig arbeitete und sich einzig für das Seelenheil anderer abmühte. Da starb zur gleichen Zeit der Vizekönig von Indien. Als nun die Depeschen des Königs den Erzbischof als Nachfolger im Regierungsamt<sup>77</sup> benannten, wodurch sein Einfluß und sein Ansehen weiter stiegen, da sah man die Heiden sich noch geflissentlicher und die Christen sich noch ehrfürchtiger vor ihm verbeugen. Als er darum begann, sich gegen die Starrköpfigkeit der Böswilligen durchzusetzen und die Gutwilligen wirkungsvoller vom Rechten zu überzeugen, sah man den Weg für größeres Vertrauen geebnet und es wuchs sein Mut, mit größerer Siegesgewißheit tätig werden zu können. Als er darum von den Magistraten nach Goa berufen wurde, lehnte er es

ab, sein Unterfangen aufzugeben, und traf aus der Ferne alle Anordnungen, welche die Verpflichtungen seines Amtes verlangten. Und er äußerte mit fester Beharrlichkeit, daß er lieber hier sein Leben verlieren wolle als von dem gesteckten Ziel abzulassen. Gott belohnte seine Beständigkeit mit dem folgenden Beweis seiner Gnade, denn als er in *Carturte* ein Pontifikalamt<sup>78</sup> zelebrierte, sahen viele sein Antlitz leuchten, als wäre er ein neuer Moses. Kaum war die Nachricht von diesem Wunder im Volk verbreitet, brachte ihm dies so große Verehrung ein und gewann ihm so große Glaubwürdigkeit, daß viele begannen, ihn als Heiligen zu bezeichnen, und alle zusammenströmten, ihn zu sehen, und glücklich waren, ihn hören zu können. Seiner Erscheinung dadurch nur umso mehr zugetan, schieden sie von ihm, von einen Worten bekehrt und so sehr von seiner Tugend überzeugt, daß man vom Volk nichts anderes mehr hörte als Lobesworte, Preisungen und Segen. Als der Erzdiakon sah, daß er solcher Macht nicht länger Widerstand leisten konnte, warf er sich – wohl beraten, seine Sache nicht durch Trotzigkeit noch zu verschlechtern, oder vielmehr von Gott zur Anerkennung der Wahrheit bewegt – dem Erzbischof zu Füßen, verfluchte seine Irrlehre, schwor der Ketzerei ab und gelobte katholischen Glauben. Kaum war das Haupt gewonnen, wurde die Einnahme der Glieder leicht. Nur einige der Kleriker wollten sich nicht dem Gelöbniß der Keuschheit verpflichten und ihre Frauen verlassen, mit denen sie durch Ehe verbunden waren, und versuchten darum, die völlige Rückführung zu behindern. Während der Erzbischof noch überlegte, ob er ihnen ihre Frauen nicht wie im orientalischen, griechischen und syrischen Ritus belassen sollte, tat der Herr durch ein Wunder seinen Willen kund. Als jener Priester, der in diesem Punkt die meisten Schwierigkeiten machte und als Anführer auch die anderen bestärkte, ihre Frauen nicht zu verlassen, nach der Wandlung an den Altar trat, um die Messe zu zelebrieren, sah man, wie die Hostie, die er vor seinen Augen hielt, zweimal in die Höhe schwebte. Als er nun darauf beharrte, das Meßopfer fortzusetzen und dazu nach neuem Brot verlangte, fühlte er beim dritten Mal, daß er vom Altar zurückgestoßen wurde und blieb halb tot liegen. Kaum hatte das Volk das Wunder erkannt, riß es ihm die Kleider vom Leib und jagte ihn aus der Kirche; und es gab forthin niemanden mehr, der es gewagt hätte, ein Wort gegen die heiligen Anordnungen des Erzbischofs einzuwenden.

Nachdem er also das Wohlwollen des Volkes, die Wertschätzung des Klerus und den Gehorsam aller gewonnen hatte, rief er, um das Werk eines Jahres zu festigen und seine bereits siegreichen Mühen abzuschließen, in Diampier eine Synode zusammen, an welcher der ganze Klerus und die Führer des Volkes teilnahmen, und ließ dort die Glaubenssätze festlegen, die Irrlehren der Nestorianer abschaffen, den Meßritus korrigieren und die Offizien in die beste Form bringen. Er schrieb den Ritus und die heiligen Zeremonien vor und korrigierte alles, was der Korrektur bedurfte. Schließlich nahm er allen das feierliche Gelübde ab, keine anderen Lehren oder Unterweisungen mehr zuzulassen, die im Gegensatz zu jenen der Römischen Kirche stünden, und verließ den neuen Weinberg, nachdem er ihn aufrechten Dienern der Kirche und eifrigen Missionaren anvertraut hatte. Er gab der Kirche einen Hirten, dem er den Titel eines Erzbischofs<sup>79</sup> verlieh, und kehrte im Triumph zu der Regierung seiner eigenen Kirche und seines Staates zurück.<sup>80</sup>

Um sich der Berufung durch ihren so voraussichtigen Herren würdig zu erweisen, ließen der neue Erzbischof und die Ordensleute, die er ihm zur Seite gestellt hatte, nicht davon ab, jede Maßnahme für die Bewahrung und das geistliche Wachstum jener Herde zu ergreifen, indem sie sorgfältig jeden Mißbrauch beseitigten und ihre Herde durch beharrlichen Beistand unterwiesen. Als sie dafür in den folgenden Jahren reichliche Früchte ernteten, konnten sie sich rühmen, dem Himmel eine blühende Christenheit herangezogen zu haben, die vielen anderen in Europa ebenbürtig war. So gingen viele Jahre dahin mit ebenso großem Zuwachs an Verdiensten seitens jener frommen Patres wie an Nutzen für diese Menschen, die, um nicht erneut den Schädigungen durch die Babylonier ausgesetzt zu sein (die mehrmals versuchten, ihre verderblichen Kirchendiener zu entsenden) zweimal noch zu Lebzeiten ihres Hirten schon im Vorhinein um die Einsetzung eines Nachfolgers in das gleiche Amt ersuchten. Solange der vorher genannte Erzdiakon lebte, der in Weisheit und Tugend ein überaus hohes Alter erreichte, herrschten Friede und Ruhe. Bisweilen kam es zu unterschiedlichen Auffassungen, die sich aber schnell ausgleichen ließen. Die gute Absicht beider Seiten ließ es nicht zu, daß Streitigkeiten gedeihen konnten. Kaum war dieser aber tot, trat der gegenwärtige Erzdiakon die Nachfolge an, der seinem Vor-

gänger zwar verwandtschaftlich nahe stand, doch von seinem Wesen her weit von diesem entfernt war.<sup>81</sup> Der alte war verantwortungsvoll, intelligent und wohlwollend gewesen; der neue dagegen war ungebildet, stolz und von anstößigem Lebenswandel. Da es ihm also an guten Eigenschaften gebrach und er dafür die übelsten besaß, begannen auch bald jene Zwistigkeiten, die dann die Ursache für den Bruch wurden, von dem das achte Kapitel handeln wird.

## KAPITEL 5

### Eigenschaften, Sitten und zivile Verwaltung dieser Christen

Die Thomas-Christen zeichnen sich unter den Malabaren durch ihre guten Eigenschaften, ihre Vernunft und ihren Wohlstand aus. Es scheint, daß der Glaube ihre Anlagen, ihren Verstand und ihre Sitten vervollkommnet.<sup>82</sup> Sie sind zumeist hochgewachsen und wohl proportioniert,<sup>83</sup> weshalb man sie ohne weitere Hinweise auf den ersten Blick von den Heiden unterscheiden kann. Auch sind sie keinesfalls schwarz, sondern von dunkler Hautfarbe, wiewohl um einige Grade heller als die Ungläubigen. Sie unterteilen sich in zwei Gruppen: die eine, *Baregumpagam* (oder die nördliche) genannt, ist sehr zahlreich, die andere, *Tegumpagam* (oder die südliche), besteht nur aus wenigen Kirchen,<sup>84</sup> nämlich *Diamper*, *Cotette*,<sup>85</sup> *Turguli*<sup>86</sup> und *Carturte*. Auch zwischen diesen besteht wieder ein Unterschied darin, daß diese dunkler sind, jene aber heller. Außerdem verträgt sich die Mentalität der einen nicht mit jener der anderen, weshalb sie untereinander auch nicht heiraten. Sie haben weder gemeinsame Häuser noch dürfen die Pfarrer aus einem anderen Volk stammen als dem eigenen. In den allgemeinen Belangen der Christenheit sind sie jedoch ungeteilt, ein Herz und eine Seele. Auch ohne Studien besitzen sie große Fähigkeiten. Sie sind intelligent, scharfsinnig, verstehen sich auszudrücken und zu benehmen, sind politisch gewandt und reden gerne. Wenn sie etwas erreichen wollen, schicken sie ihrem Ansinnen zahlreiche Präludien voraus voll von Gleichnissen, Höflichkeiten, Anekdoten,

Märchen und Erzählungen, mit denen sie ihren Zuhörer nicht nur geneigt stimmen, sondern gleichsam dazu zwingen, ihnen ihre Wünsche zu gewähren. Vor ihren Verwandten, wie Vater, Mutter und älteren Brüdern, aber auch Lehrern, Klerikern und Vorgesetzten setzten sie sich niemals, bevor sie nicht dazu aufgefordert wurden, und verlassen keine Unterhaltung ohne Erlaubnis. Wo sie in großer Zahl versammelt sind, sprechen ausschließlich die Ältesten oder die Geachtetsten. Niemand unterbricht dann ungefragt eine Rede. Spricht ein Lehrer, so halten seine Schüler zum Zeichen der Ehrfurcht ihre linke Hand vor den Mund; ebenso verhalten sich Kinder vor ihrem Vater. Auf der Straße streckt der Untergeordnete den Arm aus und bietet dem Höhergestellten demutsvoll die offene Handfläche; und man hat noch nie von Streit oder Zank darüber gehört. Das Alter entscheidet über die Ehrenstellung eines jeden. Ist diese gleich, bestimmt die berufliche Stellung, wem der Vorrang einzuräumen ist. Sie sind überaus neugierig und genießen es Neugigkeiten zu hören, doch noch mehr diese zu sehen; in solchen Fällen bleiben sie in verzücktem Staunen wie angenagelt stehen. Sie alle besitzen große Eleganz und Geschicklichkeit und können sich wie Gaukler biegen. Sie machen ihre Kinder nämlich schon in frühesten Jahren dadurch geschmeidig, daß sie, nachdem sie die Kinder auf dem Boden ausgestreckt haben, mit den Füßen auf deren Gelenke treten; und damit ihnen dies weniger Schmerzen bereitet, salben sie die Kinder schon Tage vorher mit Kokosöl, wodurch die Sehnen geschmeidig werden. Wie alle Orientalen sind sie überaus abergläubisch. Daher machen und empfangen sie an Freitagen und Dienstagen auch niemals Besuche, da diese Tage, wie sie meinen, Unglück bringen. Die Frauen sind von großer Anmut, anständig, bescheiden, fromm und zurückgezogen.

Die Männer gehen nackt, außer vom Nabel bis zum Knie, wo sie mit einem einzigen weißen Tuch ihre Scham bedecken. Die Armen sind kaum von den Reichen zu unterscheiden, da sie sich in gleicher Weise kleiden und ebenso gepflegt sind.<sup>87</sup> Einzig die bessere Qualität des genannten Tuches unterscheidet sie. In den Kirchen, vor dem Bischof und vor Fürsten tragen sie ein tailliertes Hemd in der Form einer *Zimarra*,<sup>88</sup> vorne ganz offen mit Verzierungen an den Seiten und an den Schultern. Sie schneiden niemals ihr Haar, sondern lassen sie so lang wachsen wie möglich; eine Ausnahme sind die Alten, diejenigen, die um der Tugend willen

ehelos bleiben, sowie alle, die eine Pilgerfahrt nach *Calamina* unternommen haben, um dort das Grab des Heiligen Thomas zu besuchen. Sie tragen das Haar jedoch nicht offen, außer wenn sie sich waschen oder salben, was üblicherweise ein oder zweimal die Woche geschieht. Ansonsten wickeln sie das Haar oben auf dem Kopf zu einer Haube, an der sie einen Reifen befestigen oder kleine Kreuze aus Gold oder Silber (ähnlich wie die Mitbrüder vom Karmelitenorden das Skapulier tragen,<sup>89</sup> das sie nur in der Kirche um den Hals haben, wobei sie die Vorderseite in den Händen halten, wie um anzuzeigen, daß sie Kinder der Heiligen Jungfrau sind). Bei Trauungsmessen hängen die Inder an diese Haarhaube auch Rosen aus Gold und Silber, was ein besonderes Privileg des Adels darstellt. Sie bedecken den Kopf nicht mit einem Hut, sondern indem sie sich ein Kopftuch binden, dessen beide Enden lotrecht auf die linke Schulter fallen. Die besten unter ihnen tragen es aus Seide oder bunt gefärbt. Sie rasieren häufig ihren Körper, da sie Sauberkeit sehr schätzen. Zu festlichen Anlässen oder bei Besuchen salben sie sich mit Zibet<sup>90</sup> oder anderen duftenden Substanzen. Von den Hüften über den Bauch tragen sie eine Binde aus gefärbtem, meist rotem Stoff, in dessen Saum sie ihr Geld verstecken oder die Betelblätter, das übliche Genußmittel der Inder. Die Reichsten tragen es in Beuteln unter dem linken Arm. Auf Nabelhöhe tragen sie ein Messer in der Form eines Dolches, meist sehr schön gearbeitet, mit einem großen Silberknauf, von dem einige Kettchen aus dem selben Metall herabhängen. Eines dieser Kettchen trägt das Schabemesser, ein anderes das Döschen mit dem gelöschten Kalk von Meeresmuscheln, mit dem die Betelblätter vor dem Kauen eingerieben werden. Am dritten Kettchen hängt eine Zange, um die Blätter abzureißen, an den übrigen die Geräte zur Reinigung der Zähne und der Ohren. Am rechten Arm tragen sie dicke Silber- oder Goldreifen, meistens hohl und kunstvoll gearbeitet, in die einige Steinchen eingeschlossen sind, die bei jeder Bewegung der Hand klingen, was Zeichen für eine hohe Ehrenstellung ist. Sie gehen immer barfuß – auch die Frauen, die ihre Füße mit starken Silberketten schmücken, die sie um ihre Fesseln legen. Das Tuch, in das sich die Frauen kleiden, reicht bis zur Mitte des Beines herab, wobei den Busen ein Leibchen aus Leinen bedeckt.<sup>91</sup> In der Kirche freilich, oder wenn sie den Bischof

besuchen, hüllen sie sich in weiße Tücher, die vom Kopf bis zum Boden reichen und nur das Gesicht entblößt lassen.

Die Männer gehen immer bewaffnet. Manche tragen eine Büchse mit dem Tragegurt auf der nackten Haut, andere eine Lanze mit zwei Ringen aus gehärtetem Stahl im Schaft, die bei jeder Bewegung einen hübschen Klang geben. Der Großteil geht mit einem blanken Schwert in der Rechten und einem Schild in der Linken. Was mich sehr verwundert, ist die Tatsache, daß man, obwohl sie stets bewaffnet sind, nur selten von Raufhändeln unter ihnen hört, von Mord gar niemals. Wenn sie zur Kirche zusammenströmen, um in die Messe zu gehen, so lassen alle ihre Waffen im Atrium<sup>92</sup> zurück, das dann wie eine Wachstation wirkt. Man hat auch nie gehört, daß sie dort verwechselt würden oder daß jemandes Waffe gestohlen wurde. Alle Männer lernen die Fechtkunst – von ihrem achten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahr – und es gibt keinen Knaben oder jungen Mann, der sie nicht beherrschte. Darum werden aus ihnen auch tüchtige Soldaten und große Jäger. Jene Fürsten, welche die meisten Christen zu Vasallen haben, sind die am meisten gefürchteten und geachteten, eben die stärksten. Deshalb mögen sie die Christen: zum einen ob des Nutzens, den sie von ihnen haben, zum anderen ob des Vertrauens, das sie in ihre Loyalität und Wahrheitsliebe setzen können. Ihre Haupttätigkeit ist jedoch der Handel, vor allem mit Pfeffer, von dem sie ganze Häuser voll anhäufen, so wie wir das Korn. Wenige haben Besitztümer. Einige Palmenhaine in der Nähe ihrer Häuser sind ihr größter Landbesitz. Bei der Ernährung sind sie sparsam und anspruchslos. Reis, meist ungewürzt, in reinem Wasser gekocht, erst bei Tisch mit etwas Salz und frischem Ingwer veredelt, mit saurer Milch oder einem Curry vermischt (einer Art Suppe aus verschiedenen Gewürzen), ist ihre übliche Stärkung.<sup>93</sup> Manche fügen ein paar Stücke braunen Zuckers hinzu. Butter und Fisch sind schon ein Festschmaus. Fleisch essen sie nur selten, und dann vertragen sie es nicht. Wein zu trinken ist nur etwas für das gemeine Volk, weshalb ihn auch niemand, der etwas auf sich hält, anrührt. Durch diese maßvolle Lebensweise erreichen sie ein hohes Alter, ohne Medikamente zu brauchen, ausgenommen einige Kräuter oder Wurzeln, derer sie sich ebenfalls nur selten bedienen.<sup>94</sup>



Bei strafrechtlichen Prozessen unterstehen sie den heidnischen Fürsten, denen sie Tribut zahlen, in zivilrechtlichen Prozessen dem Bischof. Dieser ist für sie Hirte und Richter. Wer sich an eine andere Stelle richtet, wird zurecht bestraft. Gemeinsam mit dem Erzdiakon entscheidet er in Streitfällen und allen anderen Meinungsverschiedenheiten. Reicht dies nicht aus, werden für jede Seite sechs Christen ausgewählt, die gemeinsam mit dem Prälaten die ganze Angelegenheit rechtskräftig und ohne die Möglichkeit einer Berufung entscheiden. Söhne treten das Erbe ihres Vaters zu gleichen Teilen an. Töchter erhalten eine Mitgift. Ein Ehemann stellt für die Mitgift keine Sicherheiten, sondern gebraucht sie wie er will, ohne seine Frau oder deren Verwandte um Zustimmung bitten zu müssen. Stirbt der Ehemann ohne Söhne, wird die Mitgift den nächsten Verwandten zurückerstattet. Hinterläßt er jedoch Söhne, muß die Ehefrau, wenn sie sich erneut verheiraten will, eine neue Mitgift beschaffen. Wird ihr diese von ihren eigenen Verwandten verweigert, kann sie sie von den Verwandten des verstorbenen Ehemannes erbitten, denen es nicht gestattet ist abzulehnen. Bleibt die Ehefrau jedoch Witwe, bestimmt sie über das Ganze ohne Beistand von Verwaltern oder Vormündern. Sie darf jedoch nichts von Bedeutung erwerben, es sei denn mit der Zustimmung des nächsten männlichen Verwandten. Die Söhne können – gleich wie mißraten sie auch sein mögen – keinesfalls erbt werden. Fehlen diese aber, treten oftmals die Sklaven, die man leicht adoptieren kann, in das Erbrecht ein (diese werden ohnedies immer mit Mitgefühl und Herzlichkeit behandelt). Wenn jemand stirbt, so schließt sich die ganze Familie für vier Tage ein. Am fünften Tag kommen alle Verwandten gemeinsam, um die Familie zu trösten. Während dieser Tage sind alle Hinterbliebenen verpflichtet, sich des Weines zu enthalten, aller Milchprodukte sowie Eier und Fleisch zu meiden. An den folgenden vierzig Tagen halten sie dann die Trauer ein, die sie zu einer besonderen Zurückgezogenheit verpflichtet, wie etwa den eigenen Grund nicht zu verlassen, keine Geschäfte zu treiben, kein Betel zu kauen und sich einmal am Tag gründlicher als sonst üblich zu waschen. Testamente werden nicht schriftlich hinterlassen, sondern mündlich. Dennoch halten sie diese unbedingt ein, ohne daran zu deuteln oder darüber zu streiten. Es ist hingegen vorbehaltlos gestattet, frommen Einrichtungen zu hinterlassen, was immer beliebt.

Wie schon im dritten Kapitel erwähnt, genießen sie viele Privilegien, die ihnen Cheraman Perumal, der große Kaiser von Malabar, gewährte. Da dieser ohne Söhne starb, teilte er das Reich unter seinen Freunden auf, von denen die Fürsten abstammen, die noch heute diese Staaten besitzen. Aus diesem Grund werden seine Anordnungen und Statuten von allen – wie bei uns die Gesetze des Justinian<sup>95</sup> – als sakrosankt geachtet. Diesen zufolge gebührt den Christen nach den Brahmanen (das sind die Priester der Götzen) die erste Stelle an Vornehmheit und Würde. Aus demselben Grund ist ihnen auch die Schirmherrschaft über die heidnischen Goldschmiede, Gießer, Tischler und Schmiede übertragen. Diejenigen, die im Anbau der Kokospalmen arbeiten, sind praktisch ihre Soldaten. Wenn einer von diesen in der eigenen Armee beleidigt oder zurückgesetzt wird, wendet er sich an die Christen, die ihn dann verteidigen und ihm Genugtuung verschaffen. Die Christen unterstehen auch nicht den Statthaltern der Länder, sondern direkt dem Fürsten und seinem Vertrauten. Treffen diese jedoch eine Anordnung, die im Widerspruch zu den Privilegien oder der Religion der Christen steht, stehen alle vereint dagegen auf. Wenn ein Heide einen Christen schlägt, kann er seine Schuld nur tilgen, indem er eine Hand aus Gold oder Silber – je nach Grad der Verletzung – der Kirche stiftet; andernfalls wird die Schuld auf blutige Weise gerächt. Die Christen berühren niemals jemanden von niedrigerer Abstammung, um nicht ihre eigene Würde zu beschädigen. Auf der Straße fordern sie schon von weitem zur Handreichung auf. Verwehrt sie ihnen jemand, dürfen sie ihn straflos töten. Die Nair,<sup>96</sup> welche die Soldaten der Heiden sind, lieben die Christen sehr und achten sie wie Brüder. Jedes Volk, jede Kirche hat eigene Amoks.<sup>97</sup> Diese sind Leute, die – wie ich im folgenden Buch berichten werde – geloben, mit ihrem eigenen Leben die Personen und Orte, die man unter ihren Schutz stellt, vor jeglichem Unheil zu behüten. Dieser Stand geht vom Vater auf den Sohn über, weshalb sie sich bisweilen enorm vermehren. Einige von diesen stammen von denselben ab, die einst Kaiser Cheraman Perumal den Christen schenkte, und sind treu ergeben, anhänglich und wachsam. Sie kennen kein Pardon für die eigentlichen Fürsten (denen sie auch niemals ihre Reverenz erweisen), sondern sind nur für die Christen da, denen zu dienen sie verpflichtet sind. Wenn die Fürsten einmal die Christen belästigen, besteht die erste Maß-

nahme der Amoks darin, den Feldarbeitern die Pflege der Erde und den Handwerkern ihre Geschäfte zu verbieten. Wenn der Fürst dann nicht zurücksteckt, stellen sie sich direkt vor seine Tore und schmähen ihn tausendfach im Namen von Cheraman Perumal. Sie schneiden sich ins Fleisch und verspritzen ihr Blut zum Zeichen ihrer Empörung über das Unrecht – eine Handlungsweise, die sehr gefürchtet wird. Wenn das die Fürsten immer noch nicht umstimmt, töten sie mit dem Dolch in der Hand alle, die sie im Palast antreffen, und schonen nicht einmal den König, bis sie selbst durch die Hand eines anderen fallen. Vor Christen setzen sie sich niemals, bevor sie nicht dazu aufgefordert wurden, sie sprechen nicht ohne Erlaubnis und gehorchen jedem ihrer Befehle, sofern er nicht die Religion betrifft. Durch all diese Gefolgschaft und durch den besonderen Schutz sind die Christen sehr stark und mächtig und ihr Bischof wird gefürchtet und geachtet wie ein König. So ist es ein Privileg der Brahmanen, Lauben vor ihren Häuser zu haben, doch die Christen teilen es mit ihnen. Auf Elefanten zu reiten, was ein Ehrenzeichen für die Erben der Fürsten darstellt, ist ebenfalls nur ihnen gestattet. Sie dürfen auch vor dem König und seinen Vertrauten sitzen. Auch auf den Teppichen Platz zu nehmen, ist eine sonst den Botschaftern vorbehaltene Ehre, die ebenfalls auf die Christen ausgedehnt wird. Als der König von Parur<sup>98</sup> vor wenigen Jahren den Nair eine ähnliche Gunst erweisen wollte, begannen sie, um nicht in ihren Privilegien herabgesetzt zu werden, einen Krieg gegen ihn und konnten ihn von seinem Vorhaben abbringen. Ihre Häuser sind zumeist niedrig, aus Lehm, Holz oder Palmen. Dennoch ist es ihnen gestattet ein *Serambi* (das sind bestimmte offene Lauben) zu haben, die sie nur in zweiter Linie bauen, um von jeder Seite angenehme Kühle zu erhalten, denn dies ist sonst ein Privileg des Adels. Durch diese und ähnliche Privilegien, die nur durch mündliche Überlieferung weitergegeben werden (wie auch die übrigen Gesetze), bewahren sie sich die größte Geltung und Wertschätzung, die das Land erlaubt.

## KAPITEL 6

### Riten, Leitung der Kirche und heilige Mähler bei diesen Christen

Der Ritus, an den sich diese Kirche hält, ist syrisch – nicht in reiner Form, sondern vermischt mit dem chaldäischen Ritus nach dem alten Brauch der Babylonier. Die Messe dauert sehr lange: eine normale kaum weniger als eine Stunde, eine Messe mit Gesang mindestens drei. Der Meßdiener spricht dabei mehr als der Priester und begleitet die Sekreta<sup>99</sup> mit einigen Gebeten, die leise und tief, beinahe murmelnd gesungen werden. Zum Offertorium<sup>100</sup> entzünden sie immer Weihrauch, mit dem sie Kelch, Patene<sup>101</sup> und Korporale<sup>102</sup> räuchern sowie alles, was zu diesem Meßopfer benötigt wird. Das Sanktus<sup>103</sup> wiederholen sie sehr oft und strecken dabei oftmals die Arme aus und vollführen noch viele andere wunderschöne Zeremonien (wer diese ausführlich nachlesen möchte, wird sie in der päpstlichen Bibliothek in einem kürzlich in Paris gedruckten Werk finden). Das Offizium entspricht der Messe. Obwohl es sehr lange dauert, variiert es kaum von einem Tag auf den anderen. Da sie keinen Buchdruck kennen, hat jeder Priester seine Bücher von eigener Hand geschrieben; wofür sie in der Studienzeit die größte Mühe aufwenden. Die Geistlichen teilen sich in zwei Gruppen: gewöhnliche und Rekollekten.<sup>104</sup> Die letzteren sind zur Einhaltung einiger strengerer Regeln verpflichtet: sie essen niemals Fleisch und trinken niemals Wein. Sie alle zusammen werden als Kassanaren bezeichnet (der Name kommt aus dem Arabischen und lautet *Casis Nair*, also Priester der Nair).<sup>105</sup> Zuhause tragen sie nur ein Leinenhemd über ihren Unterhosen. In der Öffentlichkeit tragen sie ein langes Gewand aus weißem Leinen. Einige wenige haben es in schwarz mit einem breiten Ledergürtel um die Taille, der fast bis zum Boden reicht. Auf dem Kopf tragen sie bestimmte Birette, die nach oben hin immer breiter werden, und an den Fingern schwere Ringe. Außer Haus haben alle einen bemalten Stab, der am oberen Ende gekrümmt ist, womit sie den Bischofsstab imitieren. Sie wohnen meist direkt an den Kirchen, die sie als Kollegiatskirchen<sup>106</sup> führen. Sie alle gehen zum Chorge-

bet, wo sie ohne Gesang ihr Offizium rezitieren. Was Sitzplatz und Körperhaltung anlangt, so sucht sich jeder, was ihm gefällt: manche sitzen, andere stehen, wieder andere gehen umher. Die Kleriker sind verpflichtet, in der Gemeinschaft zu wohnen. Sobald einer gelernt hat, das Offizium zu sprechen, wird er dazu angehalten, dieses in der Gemeinschaft zu rezitieren. Wenn sie in den Chor gehen, geben sie einander gegenseitig ein Zeichen des Friedens, indem sie einander die Hand geben und dann ihren Zeigerfinger küssen. Es existiert unter ihnen keine andere Ehrenstellung als jene des Vikars, dem alle anderen Gehorsam erweisen. Unabhängig davon üben jedoch alle das Amt eines Pfarrers aus. Die besseren Familien schicken ihre Söhne in den Kirchendienst nicht nur ob des Nutzens, sondern auch der Verehrung und des Respekts wegen, den sie von allen Seiten genießen. Würden die Heiden auch nur einen von ihnen töten, gäben sich die Christen nicht zufrieden, bevor sie nicht dessen Tod durch den des Königs gerächt hätten. So ist es ihr Brauch. Bei den gewöhnlichen Prozessionen trägt der Priester, der diese begleitet, das Kreuz, bei außergewöhnlichen Anlässen die Bibel, die dann alle am Ende der Prozession küssen. Jede Kirche bewahrt ein Bibelexemplar, das hoch verehrt wird. Der Buchdeckel ist aus Gold oder Silber und mit Edelsteinen besetzt. Privat hat niemand eine Bibel, da man es als unangemessen betrachtet, den Grundstein des Glaubens außerhalb des Heiligtums aufzubewahren.<sup>107</sup> Sie haben – abgesehen vom Sonntag – keine anderen Festtage als den Christtag, Mariä Empfängnis und Himmelfahrt und die Tage der Apostel. Alle anderen sind ihnen unbekannt. Beim Fasten sind sie strenger als wir – sowohl was die Dauer, als auch was die Strenge der Enthaltbarkeit anlangt. Sie halten den Advent mit der gleichen Strenge wie die österliche Fastenzeit.<sup>108</sup> Auch vor Mariä Himmelfahrt fasten sie zwei Wochen lang. Desgleichen gilt vom ersten September bis zu Mariä Geburt<sup>109</sup> und für die drei Tage vor der Septuagesima,<sup>110</sup> die man auch *Monobbio* oder Jonasfasten nennt, an denen zum Zeichen der Reue fast alle die Kirchen bevölkern und in erster Linie um Frieden beten, indem sie ihre gefalteten Hände zwischen die des Priesters legen. Nach Pfingsten beginnt das Apostelfasten,<sup>111</sup> das fünfzig Tage dauert (früher war dieses ebenfalls verpflichtend, heute aber ist es freiwillig). In den genannten Zeiten essen sie weder Fisch noch Eier oder Milch, noch viel weniger Fleisch, noch

trinken sie Wein. Einzig Reis mit ein paar Früchten dient ihnen zur Stärkung.

Die Kirchen sind geräumig, manche prächtig, fast alle reich. Unter ihnen zeichnet sich jene von *Corolongate*<sup>112</sup> aus, in der ein Wunderbild aus Santa Maria Maggiore aufgestellt wurde.<sup>113</sup> Es gibt dort wunderschöne Paramente<sup>114</sup> aus Brokat und treffliches liturgisches Gerät aus Silber. Den Boden aller dieser Kirchen bildet die bloße Erde, die mit kompostiertem Kuhmist belegt wird – eine Sitte, die sie von den Heiden übernommen haben. Der Bodenbelag wird oft erneuert, da viele ein Gelübde ablegen, mit dem sie dies versprechen. Andere bieten sich aus reiner Frömmigkeit für diese Arbeit an, nach der die Kirche für einige Tage übel riecht. Einige dieser Kirchen haben gute Einkünfte aus dem Anbau von Palmen. Der Großteil erhält sich jedoch durch Almosen, Spenden und Bußgelder. Ein Almosen wird üblicherweise in den Kasten geworfen, der vor dem Altar aufgestellt ist. Sie gehen nur selten in die Kirche, ohne etwas zu spenden. Die kleinste Spende beläuft sich auf einen halben Fanor,<sup>115</sup> was einem viertel Giulio<sup>116</sup> entspricht. In Santa Maria Maggiore sah ich, wie man den Opferstock öffnete und 15000 Fanore zählte, die sich darin in wenigen Monaten angesammelt hatten. Bisweilen – so sagten sie mir – war es auch noch viel mehr. Zusätzlich bringen sie auch noch viele andere Spenden in Pfeffer, je nach Güte der Ernte. Wenn außerordentliche Spenden von Nöten sind, schickt der Älteste einen Knaben aus, der im ganzen Viertel ein Glöckchen läutet, woraufhin sich alle Männer bei der Kirche versammeln, wo dann der Würdigste die Notsituation erklärt und auf den Nutzen der Spende sowie ihre Verpflichtung dazu hinweist. Auf ein Tischchen, das in ihrer Mitte aufgestellt wird, legt er dann vor aller Augen die erste Spende. Es folgen die anderen in der Reihenfolge ihres Alters und legen ihr Geld jeweils getrennt von dem ihres Vorgängers hin, so daß – sollte die Barmherzigkeit sie nicht rühren – sie doch die Sorge um ihren guten Ruf anspornt und jeder gezwungen ist, mit der größtmöglichen Freigiebigkeit zu spenden. Wer heiratet, spendet der Kirche den zehnten Teil der Mitgift. Dieser wird zwischen den Priestern aufgeteilt. Bußgelder sind ebenfalls Belange der Kirche. Selbst die Heiden bringen diese – in Fällen, die den Christen obliegen – an die Tore des Gotteshauses. Bei zivilrechtlichen Entscheiden wird der zehnte Teil zwischen Erzbischof und

Erzdiakon aufgeteilt. Sie bestatten niemals zwei Tote in ein und demselben Grab, sondern jeder kauft sich sein eigenes; und je näher es am Altar liegt, desto teurer wird es. Für manche Gräber zahlt man mehr als tausend Fanore. Dies ist sehr einträglich und stellt die Hauptgrundlage für den Lebensunterhalt der Kirchendiener dar. Ein mittelloser Mann, der keine Möglichkeit hat, ein Grab zu kaufen, wird von den anderen unterstützt, indem alle zusammenlegen, um ihm eine Begräbnisstätte zu verschaffen. Weiters sind die Almosen, die während der Messe gegeben werden, durchaus üppig, weshalb die Kassanaren schnell reich werden. Wenn sie ihre Kinder abstillen, bringen sie diese in die Kirche, wo der Priester ihnen mit seinem Ring den Mund öffnet, bestimmte Gebete spricht und ihnen dann die ersten Reiskörner reicht, die geweiht sind. Hierfür bekommt der Priester immer irgendein Geschenk. Die Kirchen haben viele Nair oder andere heidnische Sklaven, die ihnen von deren Verwandten anlässlich irgendeiner Beschwernis oder auch nur, um sie unter den Schutz der Christen zu stellen, geschenkt wurden. Diese Sklaven bringen ihnen immer an ihrem Geburtstag getreulich eine Tributzahlung zum Zeichen ihrer Knechtschaft. Dazu knien sie vor dem Kirchentor nieder, falten die Hände und beten mit gesenkter Stirn das Haus Gottes an, das sie damit als ihre Schutzherrin anerkennen. Gott begünstigt viele dieser Kirchen durch Wunder. Und da aus diesem Grund sowohl Christen wie auch Heiden das Lampenöl der Kirchen gadenweise zur Heilung ihrer Krankheiten beziehen, zeigen sie sich mit großen Spenden erkenntlich. Für Missionare und Kleriker auf Reisen dient die Kirche als Herberge. Ein einziger Teppich am Boden genügt ihnen als Bettstatt. Die Verpflegung besorgt die Kirche oder wird von irgendeinem freundlichen Christen zur Verfügung gestellt. Was überbleibt, wird direkt in der Kirche an die Armen verteilt. Viele verpflichten sich durch ein Gelübde für neun Tage, in denen sie in der Kirche essen und schlafen und sich in der verbleibenden Zeit frommen Exerzitien oder irgendeiner mühevollen Arbeit zum Wohle des Gotteshauses widmen. Die Kirche und ihr ganzer umfriedeter Bereich genießen Immunität. Daher ist jeder, der zu ihr Zuflucht nimmt, gerettet und vor der Justiz sicher. Selbst die heidnischen Fürsten wagen es nicht, dieses Vorrecht anzutasten. Alle Dinge, die man dort zur Aufbewahrung gibt, sind vollkommen sicher. Mag ein Besitz auch rechtlich noch so frag-

würdig sein, niemand rührt daran. Aus eben diesem Grund bauen auch die Kaufleute, die über größeres Kapital verfügen, innerhalb dieser Umfriedungen ihre Häuser, in denen sie den Pfeffer lagern, und zahlen eine stattliche Summe Geldes an die Kirche aus Dankbarkeit für den Vorteil, den sie dort genießen. Früher hatte man hier keine Glocken, sondern ein an zwei Seilen aufgehängtes Holz, das man mit einem Eisenstab anschlug, und das an deren statt gebraucht wurde. Heute haben sie Glocken. Diese sind jedoch nicht von außen sichtbar, sondern sind im Inneren der Kirchen aufgehängt, da die Götzendiener aus Gründen, die ich an anderer Stelle erörtern werde, keine Glockentürme zulassen.

Jedesmal wenn der Bischof ihre Volksgruppen besucht, bereiten sie ihm einen prunkvollen Empfang. Da das ganze Gebiet von Flüssen isoliert und abgeschnitten ist, findet die erste Begegnung üblicherweise am Anlegesteg statt, von wo aus ihn die Kleriker in Kutten, die Laien unter wunderschönen Tänzen in einer Prozession unter prächtigen Sonnenschirmen begleiten. Bei der Kirche angekommen, die sie mit Palmlättern schmücken, erweisen ihm die Männer, Frauen und Kinder, nachdem sie seinen Segen empfangen haben, mit zur Erde gesenktem Haupt ihre Ehrerbietung und küssen seine Hand. Nach dem Ende der Messe tun sie beinah desgleichen mit den einfachen Priestern und küssen ihnen am Rand des Altars die von der Kasel<sup>117</sup> bedeckten Hände. Viele lassen sich das Johannesevangelium rezitieren und neigen dabei den Kopf unter die ausgestreckten Hände des Priesters. Darum bitten üblicherweise aber nur die Kranken. Für die Bettlägerigen lassen sie den Reis, den diese essen, und das Wasser, das sie trinken, segnen, denn sie zeigen besonderes Vertrauen auf den Segen der Kirche. Und um nicht das Allerheiligste<sup>118</sup> vor den Augen der Heiden herumzutragen, erhält jeder, sobald er fühlt, daß er krank wird, die Sakramente der Beichte und der Kommunion. Wenn sie gesund sind, haben sie eine stärkere Neigung zum Altarsakrament<sup>119</sup> als zur Beichte. Das erstere war bei ihnen nämlich von alters her gebräuchlich, das zweite wurde erst durch die oben genannten Reformen eingeführt. Dennoch können sie zur Bestätigung der Nützlichkeit dieses Sakraments feststellen, daß, wo man früher viele Fälle von Besessenheit hatte, diese heute äußerst selten sind. Zu bestimmten Zeiten des Jahres (zur Kirmes, zu den wichtigsten Feiertagen, anlässlich einer Hochzeit sowie bei einem Begräbnis



oder zu einem Totengedenktag) veranstalten sie bestimmte Festessen in den Kirchen. Die Festmähler zur Kirmes nennen sie *Nerca*, jene zum Totengedenken *Ceruta* oder *Cata*. Diese Mähler richten die Kirchen aus oder die Reichsten, die Verwandten der Verstorbenen oder diejenigen, die sich durch ein Gelübde dazu verpflichtet haben. Die Speisen sind Reis, Früchte und verschiedene Kokosmilch-Curries, mit denen sie den Reis würzen – sonst nichts (Eier, Fisch, Wein und Fleisch sowie andere vergleichbare Dinge sind verboten). Allein der Anlaß und der heilige Ort machen die Speisen zu einem feierlichen Mahl, ihre Einfachheit auch zu einem zuträglichen. Es handelt sich um Mähler, wie sie sich Minucius Felix<sup>120</sup> wünschte, fröhlich und maßvoll, eine Belebung für den Körper und Nahrung für den Geist. Bei diesen Essen sitzen alle am Boden, die Priester auf den Stufen des Altars, die Laien je nach Würde und Rang näher oder weiter hinten. Die Frauen zeigen dabei so große Bescheidenheit und fromme Ehrfurcht, daß man niemals auch nur die geringste Unruhe hört, nicht ein unpassendes Wort. Niemand ist von diesen Mählern ausgeschlossen, alle nehmen daran teil: Arme, Menschen aus dem Mittelstand und Reiche. Allen wird das Gleiche ausgeteilt, ohne Unterschied und Ansehen der Person. Die Würdenträger führen das Wort, die anderen hören zu. Wenn sie etwas sagen, tun sie dies in derart gemessenem Ton, daß man niemals irgendein Durcheinander oder Lärmen vernimmt. Sie sprechen so (möchte ich mit Tertullian<sup>121</sup> sagen) wie Menschen, die wissen, daß Gott sie hört. Anstelle von Tellern gebrauchen sie bestimmte Blätter, die vor der Ausgabe der Speisen verteilt werden.<sup>122</sup> Die Kirchenältesten servieren und die höchsten Würdenträger sind sich nicht zu gut, den Armen zu kredenzen. Vor dem Mahl wird eine Messe mit Gesang abgehalten, bei der alle zur Kommunion gehen. Bevor sie dann Platz nehmen, sprechen sie noch einige zum jeweiligen Fest passende Gebete, die sie nach dem Essen wieder aufnehmen. Dies war (wie der Heilige Johannes Chrysostomos zum ersten Brief des Paulus an die Korinther anmerkt)<sup>123</sup> ein uralter Brauch der frühen Kirche. Man nannte diese Mähler *Agape* (was Nächstenliebe oder Zuneigung bedeutet), weil „sie durch die Gemeinschaft des Mahles und die Wärme des Ortes in jeder Hinsicht zur Nächstenliebe entfacht wurden“. Das Konzil von Laodicea<sup>124</sup> hob diese Mähler auf und die sechste Synode<sup>125</sup> verbietet sie in Europa unter Androhung der Exkommunikation

aufgrund der großen Mißbräuche, die schlechte Christen eingeführt hatten, indem sie diese geistlichen Mähler in eine Gelegenheit zu Saufgelagen und Trunkenheit verwandelten. Papst Gregor der Große<sup>126</sup> erlaubte die Mähler den Engländern, wiewohl nicht in den Kirchen, sondern unter Lauben im Atrium. Die geistlichen Mähler der Malabaren sind jedenfalls von solcher Religiosität erfüllt, daß ich niemals irgend etwas Tadelnswertes an ihnen entdecken konnte.<sup>127</sup> [...]

## KAPITEL 8

Rückfall dieser Christenheit in ketzerisches Schisma.

Ihr Zustand zum Zeitpunkt unserer Ankunft

Die lange Fortdauer der Kirchenleitung, die persönlichen Befürchtungen des Erzdiakons, man würde ihn aller Macht berauben, wo er doch nach dem allgemeinen Privileg der orientalischen Kirchen beanspruchte, von Rechts wegen Vikar zu sein, so manche Härte des letzten Prälaten<sup>128</sup> (wiewohl verständlich, da von gerechtem Eifer geleitet), doch vor allem die Neigung einiger Kassanaren zu den alten Freiheiten der Nestorianer machten es dem Teufel leicht, durch Zwietracht das Vertrauensverhältnis zu brechen, das nunmehr schon seit fünfzig Jahren völlig gefestigt erschienen war.<sup>129</sup> Die Christen schrieben mehrfach nach Rom, um dem Obersten Hirten ihre Beschwerden vorzulegen. Als sie sahen, daß die Abhilfe auf sich warten ließ, wähten sie sich von widrigen Kräften betrogen und ließen sich von ihrer Verzweiflung zu einer überstürzten Entscheidung treiben: sie schrieben an den Patriarchen von Babylon, an den Patriarchen der Kopten in Alexandria und an den Jakobiten in Diyarbakir<sup>130</sup> (alle drei Schismatiker und Ketzer) mit der Bitte, einen neuen Bischof zu entsenden. Der Vizekönig von Indien, der aufgrund der Turbulenzen schon den Aufruhr vorhersah, versuchte mehrfach mit allen möglichen Mitteln die Absicht der Gegenseite zu vereiteln. Als er seinen Einfluß geltend machte, schien es, als ob sich die Differenzen durch neue

Vereinbarungen beilegen ließen. Doch diese währten nicht lange. Der Zeitgeist war für diese Union nicht länger günstig, da inzwischen alte Beweggründe durch neue Befürchtungen wiederbelebt worden waren. Daher bewirkten die wiederholten Friedensschlüsse nichts anderes als eine Vertiefung des Bruches. In dieser üblen Situation kam ein schismatischer Bischof namens Ahatallah<sup>131</sup> nach Alexandria, der, nachdem er einige Zeit die Kirche der Jakobiten in Damaskus geleitet hatte, seiner schlechten Amtsführung wegen verjagt worden war. Ihm schlug der Patriarch, den wenige Tage zuvor die genannten Briefe erreicht hatten, diese neue Gelegenheit für ein Kirchenamt vor und gab ihm die Briefe des Erzdiakons, in denen dieser von der Vorsicht sprach, die man auf der Reise dorthin walten lassen müsse. Der Bischof, der nichts anderes suchte als einen Gelegenheit sich davonzumachen, wo er sich doch in Syrien diskreditiert und von seinen eigenen Landsleuten verabscheut wußte, begab sich – über Babylonien, wo er einen weiteren Auftrag und neue Schreiben vom Patriarchen der Nestorianer erhielt – auf den Weg nach Indien. Nachdem er in Surat<sup>132</sup> angekommen war und nach dem sichersten Weg suchte, nach Malabar zu gelangen, ohne in die Hände der Portugiesen zu fallen, da erkannten ihn die Kapuziner-Patres, die seine Absichten durchschaut hatten, als Häretiker. Da sie nun die Auslöschung jener Christenheit befürchteten, versammelten sie durch eine dringliche Depeche die Amtsträger des Heiligen Offiziums in Goa<sup>133</sup> und schrieben nach Mailapur (da sie sahen, daß seine Reise ihn dorthin führen sollte), damit man dort wachsam sei und seine Absicht vereitle. Schließlich konnte er nicht nach Malabar gelangen, ohne zumindest kurzfristig hier oder dort durch Länder unter deren Jurisdiktion zu kommen. Und so wurden die Wachen soweit verstärkt, daß es ihnen schließlich gelang ihn zu fassen. Nachdem er gefangen genommen, bei den zuständigen Patres abgeliefert und dort nach seinem Reiseziel befragt worden war, bekannte er seine Absicht, präsentierte die Schreiben des Erzdiakons und händigte die Depeschen der beiden ketzerischen Patriarchen aus. Während man nun auf eine sichere Gelegenheit wartete, ihn nach Goa zurückzuschicken, kamen einige malabarische Kleriker nach Mailapur. Nachdem diese – ich weiß nicht wie – eingelassen wurden, um ihn zu sehen, übergab er ihnen, ohne daß die Wachen dies bemerkten, einen Brief an den Erzdiakon, den er dort schon vorbereitet hatte.

Der Inhalt war ungefähr der Folgende: „Ich, Patriarch Ahatallah, wurde von seiner Heiligkeit Papst Innozenz X. zu der Christenheit des Heiligen Thomas entsandt, um euch in euren Mühen beizustehen.<sup>134</sup> In Mailapur wurde ich von Leuten, die euch verfolgen, gefangengenommen. Bald soll ich nach Cochin und von da nach Goa gebracht werden. Bewaffnet einige der Euren, um mich zu befreien!“ Die Kleriker brachen also auf und mit dem Eintreffen dieses Briefes geriet die ganze hiesige Christenheit in Unruhe. In Diamper versammelten sich die Oberhäupter mit den Männern der Kirche und berieten darüber, wie sie ihn befreien sollten. Die Priester von besserer Gesinnung, die sahen, daß der Erzdiakon höchst verderbliche Entscheidungen auf dieses Schreiben stützte (dem einer seiner Vertrauten noch hinzugefügt hatte, daß ihn der Patriarch zu seinem Vikar ernannte und er die Kirche nach dem alten Ritus führen sollte), bemühten sich, ihm den Weg abzuschneiden, den Aufruhr zu beruhigen und erneut den Frieden zu suchen, indem sie argumentierten, daß ein Patriarch, der solches schrieb, nur falsch sein könne und schon gar nicht vom Heiligen Vater geschickt, wo er doch vom katholischen Ritus abließ und zum alten aufrief.<sup>135</sup> Dieses Argument war beim Volk so wirksam, daß sie den Erzbischof durch eine Gesandtschaft baten, die Unannehmlichkeit auf sich zu nehmen, sich zu der Versammlung<sup>136</sup> zu begeben, wo sie über neue Unionsabkommen verhandeln würden. Weiters versprachen sie, daß sie niemals einen anderen Oberhirten annehmen würden. Der Prälat weigerte sich jedoch – vielleicht aus Furcht vor Verrat – und fügte einige ungehaltene Worte hinzu, deren Bekanntwerden auf der Versammlung die Partei des Erzdiakons stärkte und die neuen Pläne der Guten zunichte machte. Und so beschlossen sie, sich zu bewaffnen, um den Gefangenen zu befreien, und keine Maßnahme unversucht zu lassen, ihn den Portugiesen zu entreißen. Indessen zogen sie sich zurück und warteten auf die Ankunft der Schiffe.<sup>137</sup> Nachdem sie informiert worden waren, daß er sich bereits auf dem Weg befand, begaben sich der Erzdiakon und der Großteil des Klerus mit 25000 schwer bewaffneten Männern nach Mattancherry,<sup>138</sup> das kaum mehr als eine Meile von Cochin entfernt liegt, und verlangten durch Vermittlung der Königin, den Bischof sehen zu dürfen, der ihnen zu ihrem Trost aus Rom gesandt worden wäre. Die Portugiesen schlossen darauf die Tore, bestückten die Mauern mit Geschützen, legten die

Schiffe zur größeren Sicherheit vor der Küste auf Reede, bereiteten sich alle zur Verteidigung vor und weigerten sich, ihnen den Gefangenen auszuliefern. Da die höheren Kirchenmänner und das Domkapitel<sup>139</sup> sahen, daß diese vollständige Verweigerung dem Volk nur noch mehr Grund gab zu glauben, daß er wirklich von Rom geschickt worden sei, und somit bei diesem einfachen und ungebildeten Volk zu verzweifelten Entscheidungen führen konnte, boten sie ihre Vermittlung an, um ihnen die Falschheit des neuen Hirten und die Ungültigkeit seiner Bestellungsschreiben einsichtig zu machen. Die Christen wollten aber größere Sicherheiten und verlangten, daß beide Punkte in Gegenwart einiger ihrer Geistlichen geprüft würden, wobei sie versprachen, daß sie, sofern sich die behauptete Ungültigkeit belegen ließe, nie wieder von seiner Person sprechen würden. Der Großteil war damit einverstanden so vorzugehen. Es widersetzten sich nur einige Wenige, die aber so viel Einfluß besaßen, daß der Kommandant des Schiffes, noch während die Stadt die Überprüfung des Gefangenen erwog, Segel setzte, um nach Goa weiterzufahren. Wie sehr diese Handlungsweise das schon in Unruhe versetzte Volk aufbrachte, zeigen die unmittelbaren Folgen: Nachdem sich die Volksführer mit den Geistlichen in der Kirche von Mattancherry versammelt hatten, kamen sie – wobei sie das Unrecht übertrieben und die Beleidigung aufbauschen – zu dem einhelligen Beschluß, die Geistlichen, die sie bisher geführt hatten, zu verbannen, ihren eigentlich rechtmäßigen Hirten<sup>140</sup> für immer zu verstoßen und dem einen wie den anderen das Betreten ihrer Länder zu untersagen. Indem aber einige wenige Kassanaren von besserer Gesinnung, die den Zusammenbruch und die große Mühsal, die daraus erwachsen mußte, voraussahen, sich dem genannten Beschluß mit lebhaften und eingängigen Argumenten widersetzten, vermochten sie seine Durchführung aufzuschieben und erklärten sich bereit, bei einem neuen Einigungsversuch mit dem Erzbischof zu vermitteln. Sie begaben sich darum nach Cochin, wo sie jedoch derart unfreundlich empfangen wurden, daß sie nach ihrer Rückkehr von Freunden zu Gegnern geworden waren und gemeinsam mit den anderen dem schon ausgearbeiteten Beschluß zustimmten. Und während nun einer um den anderen vortrat, den Altar, ein Kreuz und das Evangelium zu berühren, schworen sie, den Erzbischof niemals wieder als ihren Prälaten anzuerkennen, und stellten sich in allem

unter die Leitung des Erzdiakons, der neuerlich anordnete, den schon erwähnten Brief des Häretikers zu verlesen, wobei er besonders auf den mündlichen Zusatz hinwies, der ihm die Verwaltung übertrug mit der Auflage, sich nach dem alten Ritus zu richten. Um diese unglückliche Form der Kirchenführung zu untermauern, wurden ihm vier Assistenten zugewiesen, durch deren Beratung er Orientierung für sich selbst und andere finden sollte. Als er aber die Prälatur erlangt hatte, bediente er sich nur eines einzigen Kassanaren, eines verkappten Nestorianers von übelsten Sitten, der ihm immer und überall nach dem Mund redete. Noch bevor diese Versammlung sich auflöste, beraumte er als seine erste Amtshandlung schon die zweite an, und zwar in Rapolin,<sup>141</sup> wo er nach der Verlesung eines zweiten, diesmal nicht echten, sondern gefälschten Briefes des Patriarchen größere Vollmachten forderte. Wieder einige Monate darauf, berief er die dritte Versammlung in *Mangate* ein, auf der er – nach Vorlage eines dritten Briefes, durch den das Volk die Möglichkeit erhielt, zwölf Kassanaren für die Bischofsweihe des Erzdiakons zu wählen – gemeinsam mit der längst usurpierten Jurisdiktion nun das ganze Amt für sich beanspruchte. Derjenige, der den Zusatz zum ersten Brief und die beiden folgenden Briefe verfaßt hatte, war sein Vertrauensmann, ein weitschichtiger Verwandter, ein Mensch voller Falschheit mit Namen *Ititomé*.<sup>142</sup> Doch dieser sollte nicht straflos davonkommen, denn er stürzte unmittelbar nach der Versammlung, wodurch seine rechte Hand derart verkrüppelt wurde, daß er sie niemals wieder gebrauchen konnte. Dem Volk schien es freilich merkwürdig, daß in solcher Geschwindigkeit weitere Briefe präsentiert wurden, ohne daß solche im ersten angekündigt waren. Doch um sie zu täuschen, versprach *Ititomé*, seine Pfarre einem Neffen zu übergeben – dieser war einer der Geistlichen, die den schismatischen Jakobitenpatriarchen in Mailapur getroffen hatten – und brachte ihn dazu, unter Eid zu bezeugen, daß er diese Briefe mitgebracht hätte, obwohl die anderen dies leugneten. Als sich der Erzdiakon nach einigen Differenzen bereits mit allen seinen Absichten durchgesetzt hatte, maßte er es sich mit der Unterstützung des heidnischen Königs<sup>143</sup> an, sich mit verschiedenen heidnischen Zeremonien, unter Zurufen und dem Jubel der Straße im Namen einer eingebildeten und gotteslästerlichen Macht ohne die entsprechende Form und Ordnung weihen zu lassen und die Bischofs-

würde anzunehmen. Daraufhin schrieb er an alle Kirchen und verlangte ihren Gehorsam, der ihm auch umgehend von allen erwiesen wurde. Darauf begann der Usurpator sofort seine auf übelste Weise erworbene Amtsgewalt auszuüben und eilte durch das ganze Land, um überall Gottesdienste zu feiern, die er keinesfalls – ohne die größte Schuld auf sich zu laden – hätte abhalten dürfen. Die Herren Inquisitoren von Indien schickten ihm immer wieder Mahnungen, in denen sie ihn auf die Verwerflichkeit seiner Handlungen hinwiesen, und bedrängten ihn mehrfach, er möge doch nicht sich selbst und andere in so tiefes Unglück stürzen. Die ersten Schreiben nahm er mit Hohn entgegen, die folgenden verwarf er mit Verachtung und ging schließlich – mit Starrsinn fortsetzend, was er aus Dreistigkeit begonnen hatte – soweit, daß er Priester weihte und den Klerus vergrößerte, ohne deren Eignung zu prüfen, ohne Rücksicht auf den angemessenen Zeitpunkt, die notwendigen Voraussetzungen oder Fähigkeiten. Zu Ostern weihte er Chrisam und Weihöl,<sup>144</sup> erteilte Dispensen – nicht nur in Fällen bischöflicher, sondern auch in solchen päpstlicher Gerichtsbarkeit – und machte, um Geld anzuhäufen, die heiligen Riten zum Gegenstand von Schacher, indem er alles wie eine Ware feilbot. In den drei Jahren vor unserer Ankunft setzte er beständig dieses Verhalten fort, indem er, nur um sich noch weiter im Bösen zu verstricken, die rechtmäßigen Pfarrer aus der Leitung ihrer Kirchen entfernte und diesen andere, unrechtmäßig ordinierte Priester zuwies. Damit waren die Spendung der Sakramente, die Gottesdienste und alle Dinge, die von der Priesterschaft abhängen, zum größten Schaden jener Seelen ausschließlich auf Geistliche angewiesen, deren Weihe ungültig war.

Und so fanden wir die Christenheit des Heiligen Thomas in diesem erbärmlichen Zustand vor. Jede Kirche hatte einige falsche oder frevlerische Priester, viele sogar eine große Zahl, die durch die Meßfeier, das Abnehmen der Beichte und die Spendung der Sakramente täglich Sünde auf Sünde, Frevel auf Frevel, Untat auf Untat häuften. Die Kirchen, während diese zelebrierten, auch nur zu betreten, kam einer Billigung ihrer schrecklichen Vergehen gleich. Sie zu meiden, gab jedoch Grund zu Entrüstung, machte uns unbeliebt und verunmöglichte jegliche Verhandlungen zu ihrer Bekehrung. Dennoch machten wir unter tausend Mühen und Kümernissen weiter – auf die mächtige Hilfe Gottes, auf den

Schutz der Jungfrau und des ruhmreichen Apostels<sup>145</sup> vertrauend – und schafften das, was in den folgenden Kapiteln bis zum Ende dieses Buches zu lesen steht.

## KAPITEL 9

Beginn der Verhandlungen zur Rückführung des Usurpators.  
Ich reise nach Cochin und Cranganore, um die apostolischen  
Breven<sup>146</sup> zu präsentieren

Wir wollen den Faden des vorliegenden Berichtes, der am Ende des letzten Buches abgerissen war,<sup>147</sup> wiederaufnehmen: Obwohl man sofort nach unserer Ankunft in Rapolin an den wenig erfreuten Mienen und noch weniger freundlichen Willkommenswünschen die feindliche Einstellung ablesen konnte, begannen wir nichtsdestotrotz noch am selben Ort Gespräche zum Zwecke der Aufklärung und Wiedergewinnung des Erzdiakons. Die erste Begegnung war mit seinem älteren Bruder, dem Vikar eben jener Kirche,<sup>148</sup> einem Mann von derartiger Zügellosigkeit, daß er schon mehrere Male wegen privater Verfehlungen vom Erzbischof exkommuniziert worden war. Dieser erschien in Begleitung zweier ungültig ordinierter Kassanaren. Einer von diesen war ein gebürtiger Portugiese, der Jahre zuvor schwerer Vergehen wegen (es ging im Wesentlichen um Diebstahl) in Malabar Zuflucht gefunden hatte, wo er sich mit dem Erzdiakon verbündete und diesem, nachdem er von ihm die Priesterweihe empfangen hatte, als Beichtvater, Sekretär, Berater und Dolmetsch diente.<sup>149</sup> Die ersten Wortwechsel waren Begrüßungsformeln, die zweiten zielten darauf, Grund, Motiv und Ziel unserer Mission zu erfahren. Wir nannten ihnen darauf die wiederholten Hinweise auf ihre Unruhen und Mühen, die nach Rom gelangt waren, zeigten ihnen die Originale der Briefe, in denen sie den Obersten Hirten selbst um Hilfe gebeten hatten, und versicherten sie der Aufmerksamkeit und der Fürsorge, mit welcher der Oberste Hirte an ihrem Schicksal Anteil nahm, weshalb er sich auch dafür eingesetzt habe, ihnen Hilfe



zukommen zu lassen. Wir erklärten den Auftrag, den er darum Bruder Giacinto di San Vincenzo erteilt hatte, und die bevollmächtigte Vertretung durch Pater Giuseppe<sup>150</sup> für den Fall, daß der erstgenannte nicht von Portugal hierher gelangte, vor allem jedoch den Wunsch, den wir alle hegten, unsere Kräfte und Fähigkeiten einzusetzen, um ihnen zu dienen und zu helfen. Nachdem sie ihrem Wohlgefallen über dieses Angebot Ausdruck verliehen und erklärt hatten, daß sie die erwiesene Gnade dankbar entgegennahmen und dem Papst für seinen Eifer tief verbunden wären, brachen sie endlich ihr Schweigen, ergingen sich in vielen Klagen und Beschwerden gegen den Erzbischof und seine Anhänger und kamen schließlich auf den besonderen Fall des Patriarchen zu sprechen. Sobald sie aber anhand der päpstlichen Breven sahen, daß dieser ein Betrüger war und folglich auch die Erhebung des Erzdiakons ungültig, die Weihe so vieler Priester und Kirchendiener ein Frevel und die Beschlüsse der Kirchen unrecht (alles Wahrheiten, die ihnen von den Herren Inquisitoren von Indien durch ihre Kommissare schon mehrfach dargelegt und von den Portugiesen sowie dem Klerus von Cochin mehrfach in Erinnerung gerufen worden waren), da verstummten sie, wurden verlegen und wußten nicht mehr, was sie antworten sollten, wobei sie allein schon durch die Röte ihrer Gesichter erkennen ließen, wie sehr sie die Wahrheit ins Herz traf. Nach kurzem Schweigen sagte der Beichtvater des Erzdiakons – war er doch der Kühnste unter ihnen – folgendes: „Patres, wenn Ihr in dieser Weise sprecht, wird Eure Reise fruchtlos bleiben. Der Erzdiakon wurde vom Volk zum Bischof gewählt und von den hiesigen Fürsten als solcher anerkannt. Bischof muß er bleiben und kann nicht weniger sein.“ Darauf antwortete Pater Giuseppe, daß alles menschliche Handeln der Vernunft als Richtschnur bedürfe. Den eigenen Willen an deren Stelle zu setzen, bedeute nicht, seinem Gewissen zu folgen, sondern mit Absicht in die Irre zu gehen. Wir hätten eine so gefährvolle Reise nicht unternommen, um dann die Wahrheit in einer so schwerwiegenden Angelegenheit zu beugen oder zu verleugnen, sondern vielmehr um sie öffentlich zu machen, und sei es um den Preis unseres Lebens, sollte dies nötig sein. Unser Auftrag verfolge kein anderes Interesse, als einzig dem Papst zu gehorchen und das Seelenheil derer zu sichern, die diesen liebten. Da die erste Sitzung mit diesen und noch wenigen weiteren Worten ihr Ende nahm,

waren wir uns über deren Unbeugsamkeit und Starrköpfigkeit im Klaren. [...]

## KAPITEL 16

Der Erzdiakon beschließt das Volk zu versammeln. Meine Abreise nach *Mangate* und Rückkehr nach *Castello*<sup>151</sup>

Nach Überwindung der genannten Einwände begann man (wiewohl in den Herzen vieler mancher Rest des Mißtrauens blieb), von neuem die Verhandlungen für eine Versammlung aufzunehmen. Die Kirchen des Südens<sup>152</sup> bestärkten ihre Absicht, zu Christi Himmelfahrt zusammenzukommen. Die Kirchen des Nordens waren unschlüssig und wollten zuvor noch den Erzdiakon für die Sache gewinnen. Da wir aber darauf beharrten, sie nun geeint zu haben, schrieben die vier Kirchen von *Mangate*, Parur, Angamaly und *Cinotta* an den Erzdiakon, daß sie, sollte er sich nicht einfinden, von ihm abfallen würden. Diese Warnung nahm er sehr übel. Er fürchtete, daß er nach einem Abfall jener, von deren Treue er sich viel versprochen hatte, isoliert werden würde. „Die Kirchen des Südens“, überlegte er bei sich, „sind schon zum größten Teil geneigt, mich zu verlassen. Der Vikar von *Corologate* zieht sie auf seine Seite. Wenn die Kirchen von *Mangate*, *Cinotta*, Angamaly und Parur, welche die wichtigsten des Nordens sind, mich ebenfalls verlassen, werden die übrigen ihnen folgen. Meine persönlichen Freunde werden mir wenig nützen, wenn mich die Gemeinden verlassen“. Von diesen Überlegungen überzeugt, beschloß er, die Versammlung zuzulassen, an ihr teilzunehmen und sich mit der Entscheidung des Volkes abzufinden. Als er sich aber über diese Absicht mit seinen Freunden beriet, sagten diese, daß es für ihn keinesfalls zuträglich wäre, sich zu der Versammlung in *Corologate* zu begeben. „Es wird so aussehen“, sagten sie, „als ob Ihr Euch gezwungenermaßen einfindet. Das allein reicht schon, um Euren Einfluß zu schwächen und jenen der Patres zu stärken. Allein schon der Versammlungsort wird Euch schaden, wo doch der Vikar Euer Gegner ist. Ihr müßt signalisieren, daß Ihr

die Versammlung nicht ablehnt, sollt aber gleichzeitig auf Eurem Standpunkt bestehen. Kommt dem festgesetzten Termin durch einen neuen Beschluß zuvor. Wählt den Ort, der Euch am besten gefällt, und laßt, während Ihr selbst die Gunst Eurer Parteigänger einfordert, Euren Gegnern keine Zeit, noch mehr Leute zu Eurem Schaden zu sammeln“. Und so war es beschlossene Sache. Nachdem nun die Versammlung für den vierten Sonntag nach Ostern, auf den nur wenige Tage fehlten, anberaumt wurde, antwortete der Erzdiakon den schon genannten Kirchen, daß sie sich an dem bestimmten Tag in Rapolin einfinden sollten. Uns schrieb er, daß er uns erwartete, um die Breven in Empfang zu nehmen, den Kirchen des Südens, daß er bereit wäre zu gehorchen. Indessen sandte er seine Vertrauten in die wichtigsten Provinzen, und diese suchten, für ihn so viele Freunde zu gewinnen wie möglich. Der Kasanar *Ititomé* tat sich bei dieser Mission besonders hervor. In Predigten und öffentlichen Versammlungen suchte er den Christen einzugeben, daß es ihrer Ehre nicht zuträglich wäre, wenn eine so alte Kirche sich erneut den Portugiesen unterwürfe.<sup>153</sup> „So viele Jahrhunderte lang“, pflegte er zu sagen, „haben wir uns selbst regiert, und jetzt sollen wir ohne ihre Leitung nicht existieren können? Die Union die man zur Zeit des Aleixo de Menezes schloß, war eher erzwungen als freiwillig. Man weiß doch, wie sehr sich die Unseren gewehrt hatten. Wenn wir uns heute endlich davon befreit wiederfinden, zu welchem Zweck sollten wir uns da wieder in Knechtschaft begeben? Welches Privileg stellt die Lateinische Kirche über die Syrische, wo doch die Syrische noch vor der Lateinischen entstand? Im Orient gibt es so viele Kirchen desselben Ritus, die nicht in Abhängigkeit stehen, und wir sollen unterworfen werden? Diese Patres tadeln die Weihe unseres Metran<sup>154</sup> (so nennen sie den Erzbischof) als unrechtmäßig, weil einfache Priester ob ihres niedrigeren Ranges keinen Bischof einsetzen könnten. Wie können dann aber die Kardinäle den Papst wählen, der sie an Würde und Jurisdiktion übertrifft? Und wenn ihre Amtsgewalt bestand hat, warum soll dann nicht auch unsere Geltung haben? Sie verurteilen den Beschluß, mit dem wir den Erzbischof von Cranganore abgesetzt haben, als Dreistigkeit. Und wie oft haben sie selbst die Päpste ihres Amtes enthoben und andere an deren Stelle eingesetzt? Sie können kein Argument gegen uns anführen, das nicht zuerst ihre eigenen Handlungen belastet.

Warum also neuen Verhandlungen zur Wiedervereinigung zustimmen oder über die Veränderung dessen verhandeln, was aus so gutem Grunde entstanden ist? Diese Form der Kirchenleitung ist für uns die in höchstem Maß gesetzestreue, die uns von unserem Apostel hinterlassen wurde, nach der sich unseren Altvorderen richteten. Und wenn ihr nach Kirchendienern von besserer Bildung verlangt, so hat man doch schon nach Babylonien geschickt, um echte Syrer zu berufen, die unseren Ritus haben“. Mit diesen und ähnlichen Schmähungen machte er nicht wenig Eindruck auf die Stimmung vieler, die teils Laien waren, teils Freunde ihrer Freiheiten und machtgerig. [...]

## KAPITEL 17

### Die Ergebnisse der Versammlung in Rapolin

[...] Da wir keine andere Hilfe fanden, schickten wir schließlich den genannten Vikar mit folgenden Angeboten zurück: Der Erzdiakon sollte wählen: entweder nach Zurücklegung seines Amtes und Abschwören seiner Irrlehre mit uns nach Rom zu reisen oder sich in Goa zurückzuziehen, wo wir ihm die Unterstützung der Herren Inquisitoren versprochen; oder er sollte sich stets in der Nähe desjenigen von uns halten, der zur Leitung dieser Christenheit hier bleiben würde, wobei wir ihm versprochen, seiner Heiligkeit die Wünsche des Volkes zu unterbreiten, unsere eigenen dringenden Bitten hinzufügen und mit dem größten Eifer darauf einzuwirken, daß ihm Genüge getan würde. Das Angebot war ihm derart wenig willkommen, daß er die Lippen zusammenpreßte und jede weitere Antwort verwehrte. Nach Suspendierung des Vikars entstand unter unseren Freunden großer Unmut und sie versammelten sich erneut, um zu überlegen, was er vorhatte. Das erste Mal fanden sie ihn schwer vom Wein in Schlaf versunken, das zweite vom Opium betäubt, das dritte Mal – mehr gezwungen als aus eigenem Antrieb – sagte er endlich (obwohl ihm das Antworten schwer fiel), er werde Gehorsam leisten und sie sollten uns sofort herbeirufen. Über diese Entscheidung in

Kenntnis gesetzt, machten wir uns bei heftigstem Regen, Donner und Blitzen, die so zahlreich und schrecklich waren, daß man meinen konnte, der Himmel drohe uns eine stürmische Versammlung an, auf den Weg. Wir trafen bei Nacht ein und fanden den Kanal so voller Boote, daß es unmöglich war an Land zu gehen. Als wir darum in unserem Kahn schliefen, hörten wir, wie die Christen in der Nähe einige Lieder zum Lob der Kirche von Babylonien<sup>155</sup> sangen, denen viele Beifallsrufe antworteten, mit denen andere den Erzdiakon als ihren Oberhirten akklamierten. Am folgenden Morgen – es war der Vorabend des Pfingstfestes – kamen unsere Freunde, um uns zu empfangen, und wir zogen in großer Begleitung zur Kirche des Heiligen Georg. Zur gleichen Zeit rief der Usurpator – um sein eigenes Verderben bemüht – seine Anhänger zu sich und sagte: „Nun ist meine Würde am Ende, am Ende mein Ruhm. Ein geringeres Übel wäre es für mich, wenn zugleich auch mein Leben endete. Meine Erhebung in den Rang eines Bischofs läßt mich nur noch tiefer stürzen. Meine Wahl ist in allgemeinem Einverständnis erfolgt, auf Grundlagen, die jeder als gültig anerkannte und als legitim bestätigte. Jetzt soll auf einmal alles widerrechtlich geschehen sein. Das ist nur der Neid einer kleinen Gruppe, die es nicht erträgt, mich in einer Stellung zu sehen, die so weit über der ihren steht. Dieser Neid verkleidet sich als Tugend, maskiert sich als Eifer und hüllt sich in Gottesfurcht, bloß um mich dieses meines unglücklichen Amtes zu entkleiden. Ich werde das Amt aufgeben, um in Zukunft dem Volke ein Spott, den Portugiesen ein Hohngelächter und den Heiden ein Spielball zu sein. Wolle Gott, daß sich der Schaden auf mich allein beschränke und sich nicht bis zur Vernichtung dieser ganzen Christenheit ausdehne. Wie soll diese ohne Bischof bestehen? Wer wird ihr die heiligen Öle spenden? Wer wird die Kleriker in ihre Ränge erheben? Sie muß unausweichlich zugrunde gehen oder zur alten Abhängigkeit zurückkehren. Zu sagen, daß diese Patres aus Rom Hilfe herbeischaffen werden, ist eine Sache von vielen Jahren und völlig unsicher. Ein Körper ohne Kopf überlebt aber keinen Augenblick. Wie soll sich also diese Kirche erhalten? Ich weiß nicht mehr, was ich sagen soll, und kann nur euer Unglück beweinen und mein eigenes beklagen“. Diese Worte trafen das Gemüt und die Einstellung dieser blinden und ungebildeten Menschen so hart, daß sie erklärten, ihn mit ihrem Leben und Blut zu unter-

stützen und schworen, sich jeder Neuerung zu widersetzen und jeden anderslautenden Vertrag zu brechen. Die Kassanaren von der Partei des Erzdiakons förderten noch die Verschwörung, indem sie auf ihre falschen Lehrsätze, auf ihre irrigen Prinzipien und ketzerischen Dogmen gestützt behaupteten, daß die Syrische Kirche sich von der Lateinischen abhängig machen weder könnte noch dürfte, denn wenn der Papst das Oberhaupt der einen wäre, so läge die Leitung der anderen eindeutig beim Patriarchen von Babylon.

[...] Als des Abends die vier abgeordneten Kassanaren<sup>156</sup> mit dem ganzen Volk zurückkamen, sagten die drei von ihnen, die sich einig waren, daß sie unter keinen Umständen welche Neuerung auch immer wünschten, wofern wir nicht die sofortige Wiedereinsetzung des Erzdiakons versprechen. Dies sei die Meinung aller, der allgemeine Wunsch und der Gedanke eines jeden. Darauf antwortete Pater Giuseppe: „Das ist unmöglich. In den bisherigen Verhandlungen wurde diese Forderung mit hinreichender Klarheit ausgeschlossen. Eine unerfüllbare Forderung zu stellen, bedeutet das Ganze zu verunmöglichen“. Darauf versetzten sie ohne Zögern und voll frechen Starrsinns: „Wozu seid Ihr dann in unser Land gekommen? Wenn Ihr nicht in der Lage seid, uns zu geben was wir brauchen, warum uns dann belästigen? Dies ist, was wir wollen. Wir werden niemals einer anderen Übereinkunft zustimmen. Wenn Ihr nicht genügend Macht besitzt, ihn neu einzusetzen, so kehrt auf dem Weg zurück, den Ihr gekommen seid, denn hier habt Ihr nichts zu schaffen“. Immer noch schwieg der Kassanar, der auf unserer Seite stand, sei es aus Furcht, sei es um sich nicht offen gegen sie stellen zu müssen. Als nun der Pater die Verhandlungen gescheitert sah, kniete er nieder und mit dem Kreuz in der Hand und Tränen in den Augen beschwor er sie, nicht so leichtfertig Ihr eigenes Seelenheil und die Rechtgläubigkeit Ihrer Kirche zu gefährden. Als das Volk nach dem Grund für seine Tränen fragte, da erhoben sich die übelsten der Verhandler und riefen höhnisch aus, daß er weine, weil er sich nun als falschen Gesandten des Papstes überführt sehe. Darauf erfüllten Schreie und laute Rufe gegen uns die Kirche. Die Dolmetscher machten uns auf die Lüge aufmerksam, weshalb wir mit unseren Freunden, so gut wir konnten, versuchten, ihnen zu widersprechen und selbst unser Leben zur Bezeugung der Wahrheit anzubieten. Doch da das Volk schon so

aufgebracht und durch die Bosheit der Kassanaren verhetzt war, vermochten unsere Worte nicht sie zu beruhigen. [...]

## KAPITEL 20

Die Stimmung in den Kirchen verbessert sich. Wir werden nach Diamper, kurz darauf nach Muttan<sup>157</sup> eingeladen

[...] Am folgenden Morgen, nachdem sie unsere Messe gehört, erneut den Segen erbeten und das Versprechen, niemals wieder dem Erzdiakon zu folgen, sondern in allem den Anweisungen des Papstes zu gehorchen und keine andere Lehre mehr zuzulassen als jene, die ihnen von uns diktiert würde, bekräftigt hatten, geleiteten sie uns in einem festlichen Zug unter Jubelrufen zu unserem Haus in *Castello*. Zur selben Zeit fand eine Versammlung der Kirchen von *Cinotta* und *Mangate* statt, bei der *Itiacem*, der ältere Sohn des verstorbenen Christen (den ich oben erwähnt habe),<sup>158</sup> um die Erlaubnis zu sprechen bat und sagte: „Es sind nun schon vier Monate vergangen, seitdem die Patres der Unbeschuheten Karmeliten im Auftrag des Heiligen Vaters aus Rom eingetroffen sind, um uns auf die Irrlehre aufmerksam zu machen, in der wir aus Unwissen verweilten, und uns auf den Weg der Wahrheit zurückzuführen. Wir haben schon öfters über sie gesprochen und der Dankbarkeit Ausdruck verliehen, die wir ihnen schulden. Unsere Gegenleistung bleibt indessen bis heute unklar und in Schweben. Wir waren eifertig für das Böse, heute sind wir nicht im Stande die Entscheidung für das Gute zu treffen. Das eine übernahmen wir, ohne uns zu beraten, heute weichen wir unter tausend Ausflüchten dem anderen aus. Die Versammlung in Rapolin wurde abgehalten, um die Breven in Empfang zu nehmen und zu hören, was der Papst uns aufträgt. Der Teufel und diejenigen, die ihre persönlichen Freiheiten mehr lieben als den Glauben, haben jeden guten Ausgang verhindert. Dennoch hat der Erzdiakon seine Verfehlung eingestanden, seine Irrlehre bekannt und erklärt, kein Bischof zu sein, wobei er darum nachsuchte, erneut geweiht zu werden. Wir haben außer-

dem gesehen, mit welcher Strenge der Herr die Schuld derer, die jenem am leidenschaftlichsten folgten, ans Licht gebracht hat. Worauf warten wir also noch, um eine Entscheidung zu treffen? In Fragen des Glaubens bedeutet jede Verzögerung, weitere Schuld auf sich zu laden, ist jeder Aufschub ein Zeichen des Unglaubens. In unsicheren Belangen ist Nachdenken ein Zeichen der Klugheit, in offensichtlichen ist es ein Fehler. Warum schieben wir es also auf? Nur um einen Mann nicht zu verletzen, sind wir bereit, uns von Gott abzuwenden? Und nur um nicht von der Seite eines zu weichen, der nicht unser Hirte ist, wollen wir auf ewig unser Seelenheil verlieren? Ich kann das nicht begreifen. Ich flehe vielmehr jeden einzelnen an, sich zu bedenken, um nicht aus Unwissenheit in so große Sünde zu verfallen“. Diese Worte machten auf jene, zum größten Teil wohlgesonnenen Menschen so großen Eindruck, daß die meisten sofort nach *Castello* kommen wollten, um sich gehorsam zu zeigen. [...]

## KAPITEL 21

Neue Vorkehrungen zur Rückführung des Erzdiakons. Seine Härte. Eine wundersame Begebenheit, durch die Gott ihn in Schrecken versetzt

Nach der Rückkehr aus Mangate berichtete ich meinen Gefährten von der unüberwindlichen Absicht, die ich bei jenen Christen festgestellt hatte, den Erzdiakon noch vor jeder weiteren Entscheidung für unsere Sache zu gewinnen. Da wir aber schon durch zahlreiche Erfahrungen von seiner Starrköpfigkeit überzeugt waren, kam es ihnen vor, als ob man eine Bedingung stellte, die jeden guten Ausgang unmöglich machte. Nachdem wir darum beschlossen hatten, bei der Versammlung in Muttan all jene zusammenzuführen, die keine Schwierigkeiten mehr darin sahen, uns zu folgen, nahmen wir uns vor, für den Augenblick jede weitere Maßnahme zu unterlassen. Zur gleichen Zeit erschienen einige Kassanaren unseres Vertrauens, die uns, nachdem wir ihnen unsere



Absicht mitgeteilt hatten, mit den folgenden Worten darauf hinwiesen, wie ungeschickt unsere Vorgehensweise war: „Patres,“ sagten sie, „der Erzdiakon war immer, selbst wenn man von seiner Bischofswürde absieht, unser Haupt; natürlich wollen die Glieder mit ihm vereint bleiben. Wir alle oder doch die meisten von uns erkennen die Notwendigkeit, ihn aufzugeben. Doch niemand möchte ihn am Boden sehen. Ohne ihn wäre die Christenheit ein verstümmelter Körper. In wenigen Tagen würde sie in einzelne Gruppen zerfallen. Diese Union hat uns bis heute unter den Heiden stark erhalten; läßt diese nach, muß alles zusammenbrechen. Angesichts der Anfechtungen der Ungläubigen ist jeder Teil für sich genommen schwach. Wenn er uns also nicht eint, werden wir mit Sicherheit in kurzer Zeit großen Schaden erleiden. Zwar achten uns viele der hiesigen Fürsten, doch sie tun dies mehr aus Not denn aus freien Stücken. Jeder fürchtet uns. Die Stärke, mit der wir bislang unsere Privilegien behauptet und diejenigen, die uns beleidigten, beschämt haben, weckt in jenen den Wunsch, uns am liebsten geschlagen zu sehen. Ihr könnt uns glauben, daß es hier niemanden gibt, der diese Tatsachen nicht kannte und folglich den Erzdiakon nicht in seiner Stellung an der Spitze erhalten wollte. Auch die Kirchen, die euch bereits Gehorsam erwiesen haben, teilen diese Haltung. Wir alle sind einig in unserem Ziel, wiewohl uneinig in der Methode. Unsere Gruppe hat das Vertrauen verloren, ihn durch Liebe gewinnen zu können, und läßt darum von ihm ab, um ihn zu zwingen, Gehorsam zu leisten. Die anderen, die in größerer Abhängigkeit stehen, möchten ihn dazu bringen, indem sie ihm ihre stärkere Anhängerschaft beweisen. Ihn jedoch vollständig im Stich zu lassen, wird niemand billigen. Es wäre daher angebracht, wenn die verehrungswürdigen Patres die ersten in ihre Arme schlossen und den zweiten mit Geduld entgegenkämen, um schließlich zu dem Ziel zu gelangen, das wir alle ersehnen, unter Beibehaltung freilich der Einheit von deren Notwendigkeit alle überzeugt sind.“ Als Pater Giuseppe antwortete, daß es doch leicht sei, dieser Notwendigkeit zu genügen, indem man an dessen Stelle einen anderen Erzdiakon wähle, fügten sie hinzu: „Jeder verehrt ja an ihm dieses hohe Amt, und dies nicht nur ob der langen Zeit, die er es inne hat, sondern vor allem ob seiner hohen Abstammung. Solange er lebt, gibt es keinen, der es ihm streitig machen könnte. Es wäre eine Illusion zu glauben, daß diese ganze Christenheit sich

von ihrer Bindung an ihn losreißen könnte. Ihr könnt tun was ihr wollt: die Mehrheit wird immer auf seiner Seite stehen. Hier habt ihr es mit einfachen Leuten ohne Bildung zu tun, die sich mehr nach Beziehungen und Neigung richten als nach Vernunft und Klugheit. Wir sind hier in einem Land, in dem Zwang nicht wirkt. Folglich hat er alle Mittel zur Verfügung, um sich zu halten. Ihr könntet euch schon viele Jahre gemüht haben, uns zu einen: wenn er auch nur einmal durch diese Lande käme, würdet ihr alles wieder in Aufruhr finden. Es gibt für euch also keinen anderen Weg zu gewinnen als Geduld und Beharrlichkeit, indem ihr die Besseren zu halten sucht und den Schwächeren entgegenkommt, um so durch die Vermittlung der einen wie der anderen das Haupt zu gewinnen und mit ihm das Ziel, das ihr ersehnt.“ [...]

## KAPITEL 22

Versammlung der Kirchen von Muttan. Ihre Abreise nach  
Mattancherry. Ich reise wieder nach *Mangate*.  
Meine Rückkehr nach Cochin

[...] In diesen Briefen wurde er nicht länger mit dem Bischofstitel angesprochen und man enthielt ihm all jene Ehrenbezeugungen vor, die mit diesem Rang verbunden sind. Dies erregte sein ohnedies schon von Ehrgeiz zerfressenes Gemüt dermaßen, daß er begann, in seinem guten Vorsatz schwankend zu werden und sich zu Reden hinreißen ließ, die ihm die Leidenschaft diktierte. „Endlich wird sichtbar,“ sagte er, „daß sie mich vernichten wollen. Ihre Versprechungen sind reine Märchen. Ihr Ziel muß demnach für mich ein Übel sein. Was sollte ich mir von ihrer Gunst versprechen, wo ich mich schon jetzt jeglicher Ehre beraubt sehe? Die Vernunft verlangt es, daß ich mich verteidige. Besser von wenigen geehrt zu werden, als von allen verachtet und geächtet.“ In dieser üblen Stimmung wurde ihm ein dritter, ein anonymes Brief, geschrieben, der jede gute Regung aus seinem Herzen vertrieb. „Habt kein Vertrauen in diese Patres“, hieß es da, „denn sie streben ein-

zig nach Eurem Untergang. Sie versprechen viel, halten aber nichts. Ihr habt schon öfters von ihnen selbst gehört, daß sie gar keine Befugnis besitzen, Euch Genüge zu tun. Folglich zielt ihre ganze Tätigkeit auf das Gegenteil dessen, was sie sagen. Worauf hofft Ihr? Wenn sie Euch absetzen, werdet Ihr Übergriffen von Christen wie von Heiden ausgesetzt sein, an keinem Ort mehr sicher, von jedem verachtet und verhöhnt. Ich fürchte, daß es Euch geschehen wird wie Bischof Ahatallah, nämlich daß sie Euch, sobald Ihr in ihrer Gewalt seid, nach Goa schicken, auf daß Ihr unter der Inquisition Euer Leben beendet. Denkt nach und schaut auf Eure Sache!“ Kaum hatte er das Blatt gelesen, füllte sich sein Herz mit Bitterkeit und Starrsinn. Um sich selbst darin noch zu bestärken, schickte er Kopien des Briefes an seine Freunde, in denen er sein eigenes Unglück beklagte und das Unrecht und die Kränkung aufbauschte. „Es ist ungeheuerlich“, schrieb er darin, „daß mich alle Christen, nachdem sie mich zu ihrem Oberhirten gewählt haben, jetzt entmachtet sehen wollen. Meine Erhöhung diene also einzig dem Zweck, meinen Sturz noch tiefer zu machen und mich an den äußersten Abgrund zu treiben. Ihr seid meine letzte Hoffnung. Wenn ihr mich im Stich laßt, bin ich verloren.“ Sofort kamen die üblen Hüter des Unglaubens angelaufen und schworen unter dem Vorwand ihrer schlecht beratenen Freundschaft, ihn zu unterstützen, koste es sie auch das Leben. Unter diesen taten sich die Leute von *Palicare*<sup>159</sup> und einige andere aus den Bergen besonders hervor, wobei die einen wenige Tage später durch einen Blitz gestraft wurden, der sie allesamt in ihrer Kirche niederstreckte; und in der Kirche der anderen sah man genau zu dem Zeitpunkt, da sie dieses Bündnis versprochen, alle Heiligenbilder schwitzen bis auf das eine unseres Heilands. [...]

## KAPITEL 24

### Die Ereignisse bei der Versammlung in *Mangate*

[...] Zur selben Zeit hatte der Erzdiakon seine Vertrauten und Parteigänger in seinem Haus versammelt und sprach zu ihnen:

„Liebe Freunde, ich sehe mich in einem Meer des Kummers, aus dem ich keinen Ausweg finde ohne ständig auf die Riffe der Feindschaft zu stoßen. Nicht genug, daß ich von den Portugiesen besiegt wurde, vom Erzbischof von Cranganore, von diesen Patres und vielen anderen der Unseren, denn nun sehe ich mich sogar von meinen engsten Vertrauten verlassen. Bis heute hatte ich keine intimeren und engeren Freunde als *Itiacem* von *Cinotta* und den Vikar dieser Kirche. Mit dem einen beriet ich die wichtigsten Geschäfte, auf den anderen stützte ich meine ganze Amtsführung. Den ersten hielt ich für den besten meiner Freunde, den zweiten verehrte ich als Vater und Lehrer. Nie habe ich etwas unternommen, ohne mich zuvor mit ihnen darüber auszutauschen. Jetzt, wo sie von diesen Ordensbrüdern gelenkt werden, gibt es niemanden, der mir größere Sorgen bereitet als sie. Mir ist als hätten sie sich verschworen, mich zu vernichten. Keine Maßnahme reicht aus, um mich zu schützen. Und alles liegt nur daran, daß der erste, von persönlichen Interessen verleitet, und der zweite, vom Ehrgeiz ergriffen, keine Erfüllung ihrer Wünsche finden ohne meinen Untergang. Dem einen wurde, wie ich aus sicherer Quelle weiß, eine große Summe Geldes versprochen, der andere ließ sich durch die Aussicht, meine Stelle einzunehmen, gewinnen. Schon früher hatte er über die Portugiesen versucht, mich abzusetzen. Jetzt ist er ständig damit beschäftigt, mich beim Volk nach Kräften schlecht zu machen, um mich endlich auszuschalten. Er verbreitet tausend Lügen: ich hätte nach Muttan geschrieben, ich wolle den Befehlen derer gehorchen, die mir doch gar nicht befehlen können; ich hätte versprochen das Amt zurückzulegen, das ich vielmehr mit gutem Recht behaupte. Diese Verleumdungen sind ebenso falsch, wie die Grundlage, auf der sie errichtet sind, erlogen ist. Ich hatte niemals Zweifel an der Fundiertheit meiner Wahl noch an der Gültigkeit meiner Weihe. Warum also sollte ich mich vor jemandem erniedrigen, der keine Kompetenz besitzt, mir im Gegenzug gefällig zu sein. Ein solches Verhältnis der Ebenbürtigkeit besteht zwischen Patriarch und Patriarch, wo der eine ebensoviel Macht besitzt wie der andere. Wenn mir aber nun unser Ahatallah diese Macht verlieh, was fürchte ich dann die feindseligen Behauptungen des Mannes aus Rom. Der Grund, warum ich euch hier versammelt habe, ist, daß ihr mir eure Meinung sagen sollt, mit deren Hilfe ich meine Überlegungen fest verankern will. Ich habe sonst nieman-

den mehr, dem ich mich anvertrauen könnte, außer euch, die ihr euch stets treu für mein Amt und meine Würde eingesetzt habt, die ihr selbst mir einst verleiht. Sagt mir eure Meinung, damit ich darauf gestützt sicher entscheiden kann, was für mich zu tun ist.“ Sie antworteten alle einhellig, er möge sich in keiner Weise unterwerfen, und versprachen, ihn niemals zu verlassen. „Damit nicht noch größere Zwietracht im Volk entsteht,“ fügten sie hinzu, „und die Gegner nicht mehr in der Lage sind, die Unentschlossenen zu verleiten, müßt Ihr unbedingt Eure Entscheidung verschleiern, die Patres hinhalten und sie mit Verzögerungen zermürben.“ Den Inhalt dieses Gesprächs erfuhren wir von einem Ohrenzeugen und erlebten auch sofort seine Auswirkung, denn, nachdem der Großteil der Menschen entlassen war, fing er damit an zu sagen, daß man vorläufig gar nichts beschließen könne. In vierzig Tagen würde er neuerliche Maßnahmen treffen, sie zu versammeln, damit man die päpstlichen Breven verlese und dann entscheide, was das Beste wäre. [...]

## KAPITEL 25

Die Ereignisse nach der Versammlung in *Mangate*. Die Christen treffen noch einmal in *São Tomé* zusammen<sup>160</sup>

Nachdem sich die Nachricht von unserer Rückkehr und dem unglücklichen Ausgang der Versammlung in *Mangate* verbreitet hatte, schrieb der Erzbischof an Pater Giuseppe, er habe seinen Anordnungen mehr als genug Gehorsam geleistet. An den Ergebnissen der letzten Versammlung könne man genau sehen, daß es für die Rückführung dieser Christenheit nicht dienlich war, ihn seiner Amtsgewalt zu entheben, da sie sich von ihrem Oberhirten doch eher aus Mangel an Glauben denn aus guten Gründen abwandten. Darum werde er in Zukunft nicht länger darauf verzichten, jede mögliche Handlung zu setzen, um sich in Besitz dessen zu halten, was man ihm in jedem Falle schulde. Er machte deutlich, daß er Gelegenheit finden würde, sich bei Seiner Heiligkeit

zu beschweren, falls Pater Giuseppe weiterhin zögerte, ihm jene Kirchen zu übergeben, die sich nach Einbekennung und Abschwören ihrer Irrlehre gewillt zeigten, sich zu bessern. Der Pater entgegnete, daß sein einziges Ziel darin bestand, die Anordnungen des Papstes zu erfüllen, das Wohl dieser Kirche zu fördern und das Heil so vieler Seelen zu retten. Zu diesem Zweck erachte er es für absolut notwendig, aufzuschieben, was der Erzbischof wünschte, um nicht die eben Gewonnenen zu vertreiben, die Unentschlossenen zu verschrecken und die Gegner in ihrem Starrsinn zu bekräftigen. Es wäre für ihn die größte Freude, dem Erzbischof die unterworfenen Herde zurückzugeben und befriedigt nach Europa zurückkehren zu können. Wenn er dies dennoch nicht tue, so könne er daran erkennen, daß ihn die Notwendigkeit und nicht seine eigenen Wünsche davon zurückhielten. „Ich will nicht darauf eingehen“, schrieb er, „woher diese Abneigung rührt.“<sup>161</sup> Ich stelle nur fest, daß die Erfahrung mich lehrt, daß ich, wenn ich die Kirchenleitung übernehme, die Rückführung erleichtere (wenn auch vielleicht nicht aller, so doch der meisten), wohingegen bei einer Rückgabe der Kirchenleitung alles verloren wäre.“ Abschließend flehte er ihn noch an, aus diesem Grund nichts Weiteres zu unternehmen. Der Erzbischof war nach dieser Antwort dermaßen gekränkt, daß er an das Kapitel und die Stadt Cochin schrieb und sich beschwerte, er sei beleidigt, zu unrecht seines Amtes beraubt und widerrechtlich suspendiert worden. Er appellierte an ihre Solidarität und flehte sie an, ihn zu beschützen, wobei er deutlich machte, daß er nicht länger gehorchen würde. Daraufhin kamen die Chorherren mit dem Stadtkommandanten und einigen Honoratioren zu uns, um seine Anliegen vorzutragen. Nachdem sie jedoch die Gründe, die leider dieses Vorgehen erzwingen, erwogen hatten, antworteten sie ihm, daß alles nur zum Wohl seiner Herde so verfügt wurde, für die Sicherheit seiner Kirche und die Wiedererlangung seiner Amtsgewalt. Sie baten ihn, er möge alles Mißtrauen ablegen und darauf vertrauen, daß er am Ende zufriedengestellt werden würde. Als wir wenige Tage später nach Cochin kamen, um das Totengedenken für den verstorbenen König von Portugal<sup>162</sup> zu begehen, ging ich gemeinsam mit Pater Matteo, den Erzbischof zu besuchen. Dieser war jedoch weit davon entfernt, sich zu beruhigen, und drohte uns sogar damit, unser ganzes Wirken für nichtig zu erklären, da er meinte, daß wir einerseits die Vollmacht der

Breven überschritten hätten und andererseits diese in der Kanzlei der portugiesischen Krone nicht approbiert worden wären. Nur unsere demütige Haltung und die wirksame Fürsprache unsere Freunde vermochte ihn schließlich dazu zu bewegen, daß er noch einmal versprach, sich nach unseren Wünschen zu richten und nichts Weiteres ohne vorherige Absprache zu unternehmen.

Indessen begann auch noch der Erzdiakon, sich in seinem Zorn Luft zu machen, indem er nicht nur gegen uns Briefe voll der Lügen verbreitete, sondern noch vielmehr diejenigen verfolgte, die uns am meisten geholfen hatten. Als er erfuhr, daß der Vikar von *Corolongate* nach Cochin gekommen war, ließ er einige heidnische Soldaten die Straße absperren, damit sie ihn auf dem Rückweg gefangen nähmen. Dieser wurde jedoch gewarnt und schrieb an den Raja von *Bareati* mit der Bitte ihm zu helfen. Dieser antwortete, er möge die Ankunft seines Sohnes erwarten, in dessen Begleitung er sicher heimkehren könnte. Gleichzeitig ließ der Raja die Grenzen seines Staates überwachen, und es gelang ihm, einiger dieser Männer habhaft zu werden, die dann auch die gerechte Strafe für ihre Bössartigkeit erhielten. Der Erzdiakon versuchte auch, den Vikar von *Mangate* seines Amtes zu entheben und gab der Kirche einen anderen Oberhirten aus seiner Partei, doch die Christen ließen das nicht zu und wandten sich an den Landesfürsten, der diesen darauf unter seinen Schutz nahm und dem illegitimen Nachfolger Konsequenzen androhte, sollte dieser weiterhin versuchen, dieses Amt in Beschlag zu nehmen. Den *Itiacem* aus *Cinotta* beleidigte er mehrfach und denunzierte ihn, er habe den Raja von Cochin um Zinsen betrogen. Gemeinsam mit dessen Ministern habe er sich am Gewinn bestimmter Konten vergriffen. Dieser mußte viele tausend Fanore bezahlen, um sich vor der Anklage zu retten. In dieser Weise ließ er also nichts unversucht, um unsere Freunde ins Unglück zu stürzen, die dann mehrfach angst-erfüllt mit der Bitte zu uns kamen, den Portugiesen empfohlen zu werden, damit sie unter deren Schutz einen Schirm gegen dessen Anschläge fänden. Doch alles diente nur dazu, ihn noch weiter zu diskreditieren. Daher war er bald dermaßen isoliert, daß kaum noch jemand kam, ihn aufzusuchen. Was ihn am meisten traf, war die Tatsache, daß nun niemand mehr an ihn wandte, weder für Dispensen noch um Bestellungen, woraus er aber seine größten Gewinne geschöpft hatte. Als er nun erkannte, daß er über kein

Mittel mehr verfügte, um diesem Übel entgegenzutreten, begab er sich nach *Cotata*, um seinen alten Freund, den Kassanar *Ititomé* zu treffen – dieser hatte sich indessen mehr aus Furcht als aus Frömmigkeit zurückgezogen, fast als bereue er es, dem Erzdiakon bislang gefolgt zu sein. Nachdem er ihn mit Geschenken überhäuft hatte, eröffnete er ihm den Schmerz, den er empfand. Der Bösewicht versprach ihm zu helfen. *Ititomé* sammelte darum auf einer Reise nach Quilon aus den Kirchen, die am entferntesten lagen und am wenigsten von den Ereignissen wußten, einige Jünglinge, die er zu seiner Kirche führte, damit sie im Dezember zusammen mit den niederen Weihen die erste Tonsur erhielten. Diese Nachricht traf uns hart, doch um so mehr tröstete uns der Herr in denselben Tagen durch die große Zahl ungültig ordinierter Kassanaren, die zu uns kamen, um für ihre Irrtümer um Vergebung zu bitten und zum Erzbischof gebracht werden wollten, damit dieser sie noch einmal weihe. Da einige von ihnen seine erbitterten Gegner gewesen waren, fürchteten wir, daß er sie nicht vorlassen würde. Daher gaben mir meine Gefährten den Auftrag, sie zu begleiten und ich machte mich sofort mit ihnen auf den Weg nach Cranganore. Der gute Prälat ließ sich – mit gutem Grund – ein wenig bitten, sie zu empfangen. Doch als wir ihm erklärten, daß sie nicht davon lassen würden wie bisher alle Funktionen des Priesteramtes auszuüben, ja daß sie nur noch starrsinniger auf ihrer Verfehlung beharren würden zu noch größerem Schaden für sich selbst und die Christen, da ergab er sich. Indessen hatten sich auch schon viele andere aus weiteren Gebieten eingefunden, weshalb die Neuordinationen so zahlreich stattfanden, daß in ganz Malabar nicht mehr als zehn ungültig ordinierte Priester übrig blieben. Dadurch wuchs auch das Vertrauen des Erzbischofs, der nun an diesem Erfolg erkennen konnte, daß unsere Forderungen nicht darauf abgezielt hatten, ihn herabzusetzen, sondern vielmehr darauf, den Bereich seiner Amtsgewalt zu vergrößern. Um sie noch mehr an sich zu binden, nahm er sie alle in sein Haus auf und beschenkte sie schließlich nicht nur mit manchen Devotionalien, sondern je nach der Bedürftigkeit eines jeden auch mit anderen Dingen von größerem materiellem Wert.

Zu Beginn des Advents schrieben wir wieder an die Kirchen und riefen sie erneut zu einer letzten Versammlung in *São Tomé*. Es versammelten sich vierundvierzig Kirchen, unter denen sich die



meisten der Kirchen des Südens befanden sowie die beiden von *Mangate*, *Cinotta* und andere aus dem Umland. Pater Giuseppe berichtete ihnen von dem Eintreffen des Pater Giacinto in Goa, der versprochen hatte, in wenigen Tagen die Leitung ihrer Kirchen zu übernehmen. Er machte ihnen deutlich, daß es unumgänglich war, daß er selbst nach Rom reise, um ihnen eine höherrangige Kraft zukommen zu lassen, um ihrer Not Abhilfe zu schaffen, da sich unsere Vollmacht nicht auf jene Bereiche ausweiten ließ, die dem Amt eines Bischofs zu eigen sind. „Wenn ich jemanden zum Erzbischof schicke,“ fügte er hinzu, ereifern sich viele. Ohne diese Möglichkeit, müssen sie aber notwendigerweise zum Erzdiakon. Der Erzbischof ist schon vom Alter gezeichnet. Wenn er nun ausfällt, wird sich wieder aller Respekt auf den Erzdiakon vereinen. Um diese gefährliche Verkettung zu kappen, bin ich entschlossen, mich mit euren Anliegen dem Heiligen Vater zu Füßen zu werfen. Die Vernunft verlangt also, daß ihr das päpstliche Breve in Empfang nehmt und darauf eine Antwort verfaßt.“ Dieser Entschluß wurde von allen gut geheißen unter der Bedingung, daß einer von uns zu ihrer Leitung zurückbliebe, zumindest bis zur Ankunft des genannten Paters aus Goa. Und so ließen wir das Breve verlesen und übersetzen und sie machten sich daran eine Antwort zu verfassen. In dieser erklärten sie ihren Gehorsam gegenüber der Kirche und entschuldigten sich mit den Gründen, die sie in einem eigenen Schreiben darlegten, dafür, daß sie nicht zum alten Gehorsam gegenüber dem Erzbischof zurückkehrten. Schließlich baten sie demütig um Vergebung für ihre alten Verfehlungen und baten darum, einen neuen Oberhirten zu erhalten. Sie schrieben auch den Herren Kardinälen der Glaubenskongregation, um bei ihnen dieselben Entschuldigungen vorzubringen und um sie um deren Hilfe und Beistand zu ersuchen. Dasselbe schrieben sie an die Herren Gouverneure und die Inquisitoren in Indien, wobei sie erklärten, deren Weisungen getreulich folgen zu wollen und das alte Freundschaftsverhältnis erneuerten. Danach machten sich alle gemeinsam auf den Weg, um mit den Herren der Stadt von Cochin die seit vielen Jahren unterbrochene Union wiederherzustellen. Am folgenden Tag erneuerten sie im Beisein derselben ihr Glaubensbekenntnis, das dann von den Oberhäuptern der Kirchen unterschrieben wurde. Weiters wurden die Gerichtsverfahren über die Ursachen und Gründe, die zu solchen ständigen Unruhen und Konflik-

ten geführt hatten, abgeschlossen. Und so umarmten uns alle zum Zeichen ihrer besonderen Wertschätzung und brüderlichen Liebe und wir ließen sie nach Hause zurückkehren. Nachdem sich die Nachricht während der Weihnachtsfeiertage verbreitet hatte, kamen noch viele weitere Kirchen, um dieselben Erklärungen abzugeben und unterschrieben in den genannten Briefen. Unter diesen waren auch fünf aus dem Reich des Samorin, die von folgendem Ereignis dazu bewegt worden waren: Als sich ein ungültig ordinierter Kassanar, ein Parteigänger des Erzdiakons, am Tag der Unbefleckten Empfängnis dem Altar näherte, fühlte er dreimal, wie ihn etwas von der ersten Stufe zurückstieß. Als er seinen Mut zusammennahm, um sein Beginnen fortzuführen, wurde er mit solcher Macht zurückgeschleudert, daß er mehrere Schritt nach hinten fiel und betäubt liegen blieb. Nachdem er den Grund dafür begriffen hatte, bekannte er öffentlich seine Schuld und machte sich sofort auf den Weg nach Cranganore, um den Erzbischof zu bitten, ihn neu zu ordinieren, wodurch er in den Christen jener Gegend die feste Überzeugung begründete, daß die Handlungen des Erzdiakons vom Himmel eindeutig verworfen wurden. Damit endeten also unsere Mühen, und nach dem Ende der Feiertage – Pater Matteo hatten wir bis zur Ankunft von Pater Giacinto zurückgelassen – machten sich Pater Giuseppe und ich auf den Weg zurück nach Rom.